Rad. Pr.
1923

Kraus

~~Rad. N° 201~~

<36634505700019

<36634505700019

Bayer. Staatsbibliothek

R

Lehr- und Handbuch

zum

Gebrauche der Lehrer und Lehrlinge der männlichen Feyertagsschule,

wie auch

zur Selbstbelehrung des jungen Bürgers und Landmannes.

Von

Joseph Kraus,

Stadtschulinspektor in Landshut.

Landshut 1814.

Gedruckt bey Jos. Thomann.

44

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Jeder Vorstand und Lehrer einer Volksschule wird den Mangel eines Buches fühlen, welches eigentlich für den feyertäglichen Schulunterricht bearbeitet ist. Um diesem Mangel auf einige Weise abzuhelfen, habe ich mich der Bearbeitung dieser Schrift unterzogen, die so lange zum Gebrauche der Lehrer und Lehrlinge der männlichen Feyertagsschule dienen möge, bis gleichwohl eine andere Feder etwas Zweckmässigeres dieser Art liefern wird.

Da die Bildung zur Religion und Sittlichkeit der höchste Zweck einer Volksschule ist, so ist er es gewiß auch einer männlichen Feyertagsschule. Die Handwerkslehrlinge sind verpflichtet vom 12ten bis zum 18ten Lebensjahr den feyertäglichen Schulunterricht zu besuchen, hiemit gerade in jenem Alter, welches die entscheidendste Periode ihres Lebens ist. Denn in diesen Jahren kömmt es darauf an, welche Grundsätze sie auffassen, und welche Beyspiele von Handlungen sie

* in

in ihren Umgebungen erblicken; in diesen Jahren kömmt es darauf an, welche Richtung ihr Geist nimmt, ob er an dem Rohen und Niedern kleben bleibt, oder sich an das Edle und Höhere anschließt. Zur Beförderung der religiös-sittlichen Bildung habe ich daher solche Denksprüche der heil. Schrift gewählt, und solche Beyspiele jugendlicher Handlungen gesammelt, worin sich die Lehrlinge gleichsam wie in einem Spiegel beschauen, und die Häßlichkeit des Rohen und Niedern und die Schönheit des Höhern und Edlen deutlich wahrnehmen können.

Ein wichtiger Beytrag zur Sittenbildung scheint mir die Menschenkunde zu seyn. Daher habe ich sie auch in diese Schrift aufgenommen. Der Mensch, das erhabenste Wesen im Reiche der Natur, soll seine Vorzüge, womit er vom Schöpfer begabt ist, zuerst kennen lernen. Kennet er diese, so wird er sich selbst zu schätzen lernen und auch das Rohe nnd Niedere seiner Menschennatur zu veredeln suchen. Diese Kenntniß erlangt der junge Mensch durch die Darstellung des kunstreichen Baus seines Körpers und der Haupttheile seines Geistes. Hievon aber wünschte ich, dem Lehrlinge, der sich vielleicht nie über die Schranken seiner Gewerbsverhältnisse erheben wird, nur das beyzubringen, was er zur Bewunderung der Weisheit seines Schöpfers, zur Erhaltung seines Lebens und zur eigenen Selbstschätzung nöthig hat.

Was

Was aber in einem Lehr- und Handbuche, das für angehende Bürger und Handwerker bestimmt ist, vorzugsweise enthalten seyn soll, ist nach meiner Ansicht, die Geschichte der Entstehung und Vervollkommnung der vorzüglicheren Künste und Handwerke.

Diese Geschichte ist für die Lehrlinge besonders anziehend und belehrend. Sie erregt eine edle Wißbegierde, und entflammt den Trieb zur Nachahmung. Jeder junge Mensch, wenn er nicht ganz stumpfsinnig ist, wünscht zu erfahren, wie, wann und von wem dieses oder jenes Handwerk ist erfunden und vervollkommnet worden. Auch lernt er dabey einsehen, daß die Noth es war, die die Menschen veranlaßte, Künste und Handwerke zu erfinden, und durch Nachdenken und Forschen weiter auszubilden. Schon manchen jungen Künstler und Handwerker hat das aufmerksame Lesen der Geschichte zur Nachahmung geweckt, und auf Versuche geleitet, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sein Gewerb auf eine höhere Stufe von Vollkommenheit zu bringen und auch dabey seinen Erwerb zu erhöhen.

Ich habe sehr gewünscht, den Gegenstand der Geschichte so ausführlich bearbeiten zu können, als es die Grundlage des Werkchens gestattet hätte. Allein die einmahl festgesetzte Bogenzahl bestimmte mir die Gränzen, welche ich nicht überschreiten durf-

durfte, indem dadurch der Kaufpreis des Buches wäre so erhöht worden, daß es den Handwerkslehrlingen, deren grössere Zahl mittellos ist, würde sehr schwer geworden seyn, das Buch aus eigenen Mitteln beyzuschaffen.

Oft wird ein junger Mensch veranlaßt, einen schriftlichen Aufsatz zu verfertigen, wozu ihm die Zeit und auch oft das Talent fehlt, etwas Passendes aus dem Kopfe niederzuschreiben. Es wird daher jedem Lehrlinge willkommen seyn, wenn er in seinem Lehr- und Handbuche Materialien findet, wodurch er sich die Verfertigung eines schriftlichen Aufsatzes erleichtern kann. Diese Idee bestimmte mich, dieser Schrift Beyspiele schriftlicher Aufsätze beyzufügen, welche ein Lehrling auch nach dem Verlaufe seiner Lehrjahre noch als Geselle und Meister wird benützen können.

Landshut den 1. Jul. 1814.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

Erste Abtheilung.

I.

Sittenlehre in Denksprüchen aus dem alten und neuen Testament.

1. Aus dem alten Testamente. Seite 1.
2. Aus dem neuen Testamente — 9.

II.

Sittenlehre in Beyspielen aus den alten und neuen Zeiten.

1. Aus den alten Zeiten Seite 16.
2. Aus den neuen Zeiten — 24.

Zweyte Abtheilung.

Menschenkunde.

Seite
I. Der Mensch in Beziehung auf den Leib 46.
Die aufrechte Stellung —
Die Stirne 47.
Die Augen 48.
Die Ohren 50.
Der Mund 51.
Die Nase 52.
Die Hände und Füsse 53.
Die Knochen 54.
Die Verdauung 55.
Der Umlauf des Bluts 56.
Das Athemhohlen 57.
Die Stimme 59.
Die Sprache 60.

II. Der Mensch in Beziehung auf die Seele.
Das Daseyn der menschlichen Seele 61.
Die Verschiedenheit der menschlichen Seele und des Leibes 62.
Die Unabhängigkeit der menschlichen Seele von dem Leibe 63.
Die Vernunft der menschlichen Seele —
Die Unsterblichkeit der menschlichen Seele 66.
Die Würde des Menschen 68.

Dritte

Dritte Abtheilung.

Geschichte

der Entstehung und Vervollkommnung der vorzüglicheren Künste und Handwerke	Seite 71.
Der Ackerbau	73.
Das Mühlerhandwerk	76.
Das Bäckerhandwerk	79.
Das Bierbrauerhandwerk	80.
Das Branntweinbrennen	81.
Die Färberkunst	83.
Das Weberhandwerk	86.
Die Papiermacherkunst	—
Das Tischlerhandwerk	87.
Das Wagnerhandwerk	89.
Die Mahlerkunst	91.
Das Gerberhandwerk	93.
Das Schuhmacherhandwerk	95.
Das Sattlerhandwerk	96.
Das Stickerhandwerk	97.
Das Tuchmacherhandwerk	98.
Das Schneiderhandwerk	99.
Das Hutmacherhandwerk	100.
Der Bergbau	102.
Das Glasmachen	105.
Die Goldschmiedkunst	107.
Das Schmiedhandwerk	108.
Das Zinngießerhandwerk	109.
Das Töpferhandwerk	110.
Das Schlosserhandwerk	111.
Die Uhrmacherkunst	112.
Die Zeichenkunst	116.
Die Schreibkunst	117.
Die Baukunst	120.
Die Bildhauerkunst	123.
Die Kupferstecherkunst	127.
Die Buchdruckerkunst	129.
Die Buchbinderkunst	131.
Die Zünfte	133.
Anrede und Gruß eines Schmiedgesellen	134.
Gruß eines wandernden Kupferschmiedgesellen	135.
Gruß eines reisenden Tischlergesellen	136.
Lied eines braven Handwerksjungen	—
Familienbriefe	138.
Gesellschaftsbriefe	152.
Kontos, Schuldscheine und Quittungen	160.
Anzeigen, Zeugnisse und Verträge	170.
Titulaturen	174.

Erste Abtheilung.

Sittenlehre.

I.

Sittenlehre in Denksprüchen aus dem alten und neuen Testamente.

1.

Aus dem alten Testamente.

Ueber Gottes Herrlichkeit und Weisheit.

Lobe Gott, meine Seele! Mein Gott, wie groß bist du!

Wie prächtig und glänzend ist dein Kleid; du hüllst dich in Licht ein, wie in ein Gewand; du spannst den Himmel wie einen Teppich aus.

Deinen Wohnsitz wölbest du über die Gewässer; du machst die Wolken zu deinem Wagen, und fahrest daher auf des Sturmwindsflügeln.

Die Winde machst du zu deinen Bothen, und leuchtende Blitze zu deinen Dienern.

Du hast die Erde wie auf Säulen gegründet, daß sie ewig unerschüttert bleibt.

Du deckst sie mit Meeren, wie mit einem Kleide; und Wasser stunden über den Bergen; aber du drohest, und sie entflohen, du donnerst, und sie fuhren dahin.

Berge stunden auf, und Thäler sanken herab zum Orte, den du für sie bestimmtest.

Du setztest dem Wasser seine Gränzen; nie darf es wieder darüber schreiten, nie die Erde wieder bedecken.

Gott sey geehrt in Ewigkeit; Gott freut sich seiner Werke.

Er blickt auf die Erde, sie zittert; er rührt sie an, und sie rauchet.

Gott will ich preisen, so lang ich lebe. Ps. 103.

Geht die Sonne auf, so verkündigt sie majestätisch den Tag; sie ist ein wunderbares Gefäß, ein Werk des Allerhöchsten.

Schau den Regenbogen an, und preis den, der ihn gemacht hat, er ist überaus schön in seinem Glanze.

Er bildet die Wolken durch die Größe seiner Macht, und der Hagel fällt darnieder, wie gebrochene Steine.

Er streut den Reif über die Erde, wie Salz, und friert es, so giebt es Eiszacken wie Distelknöpfe.

Durch ihn ist jedem das Ziel seines Laufes festgesetzt, und durch sein Wort ist alles geordnet.

Sirach 43.

Ueber Gottes Güte.

Gütig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Gnade.

So hoch der Himmel über die Erde ist, geht seine Güte über seine Verehrer.

Wie sich ein Vater seiner Kinder erbarmt, so erbarmt sich Gott seiner Verehrer.

Er kennt unser Wesen, er denkt daran, daß wir Staub sind. Ps. 122.

Der Herr erleuchtet die Blinden; der Herr richtet die Gefallenen auf, und der Herr liebet die Gerechten.

Der Herr bewahret die Fremdlinge; beschützt die Waisen und Wittwen, und wird die Anschläge der Sünder vernichten. Ps. 145.

Er wässert die Berge von oben herab, er sättiget das Land mit Früchten, die er schaffet.

Er läßt Gras wachsen für das Vieh, und Saat dem Menschen zum Nutzen, daß er Speise aus der Erde bringt, und Wein, der des Menschen Geist erheitert.

Wie viel sind deiner Geschöpfe, o Gott! du hast sie alle mit Weisheit gebildet, und die Erde ist voll deiner Güte.

Groß und weit ist das Meer, da wimmelts ohne Zahl von großen und kleinen Thieren; da gehen die Schiffe, da scherzen die Wallfische; alle erwarten zur rechten Zeit ihre Speisen von dir. Du giebst sie ihnen, und sie sammeln; du theilst aus, und sie werden mit Gutem gesättiget. Ps. 103.

Die Güte des Herrn ist so groß, als seine Herrlichkeit. Sirach 2.

Ueber Gottes Allwissenheit.

Der Herr durchforscht den Abgrund und das Herz des Menschen, und kennt die Anschläge der Bosheit.

Der Herr weiß alles, was man wissen kann, und sieht auf die Zeichen der Zeit.

Keine Gedanken sind ihm unbekannt, und kein Wort kommt aus dem Munde, das er nicht hört. Sirach 8.

Ueber das Vertrauen auf Gott.

Meine Kinder! sehet die Geschlechter der Menschen an, und wisset, daß Niemand, der auf den Herrn vertraut hat, getäuscht wurde.

Wer hat wohl seine Gebothe beobachtet, und ist verlassen worden? Wer hat ihn angerufen, und ist verachtet worden?

Gold und Silber wird durch das Feuer bewährt, die Menschen aber, die Gott aufnimmt, in dem Ofen der Trübsale. Sirach 42.

Ueber das Verhalten gegen Arme.

Neige ohne Widerwillen dem Armen dein Ohr, und antworte ihm sanftmüthig.

Verschließ das Almosen in das Herz des Armen, und dieses wird für dich bitten, daß dir nichts Böses widerfahre.

Betrübe das Herz eines Dürftigen nicht, und entziehe dem Nothleidenden die Gabe nicht. Sirach. 4.

Wer sich über den Armen erbarmt, der leiht dem Herrn auf Zinsen, und er wird ihm Gutes vergelten.

Wer den Armen verachtet, der schmäht seinen Schöpfer, und wer sich über eines andern Fall erfreut, wird nicht unbestraft bleiben. Sprichw. 9. 17.

Ueber jene, welche andern Unglück bereiten.

Wer einem andern eine Grube gräbt, der wird selbst darein fallen; wer seinem Nächsten einen Stein an den Weg stellt, wird selbst daran stossen, und wer einem andern eine Schlinge legt, der wird selbst darin zu Grunde gehen.

Wer sich über den Fall des Gerechten freut, der wird selbst in die Fallstricke fallen, und wird nicht wissen, wie es kommen.

Wer mit dem Auge winkt, hat etwas Böses im Sinne, doch wird ihn keiner von sich stossen.

Vor deinen Augen wird er süsse Worte reden, endlich wird er seinen Mund ändern, und deinen Worten einen bösen Sinn geben. Sirach 27.

Ueber das Verhalten gegen Aeltern.

Wer seinen Vater verspottet, und seine Mutter verachtet, diesen sollen die Raben die Augen ausgraben, und die jungen Adler sollen sie fressen.

Der Segen des Vaters befestigt die Häuser der Kinder, der Fluch der Mutter aber reißt sie vom Grunde aus darnieder.

Greif deinem Vater in seinem Alter unter die Arme, und betrübe ihn nicht in seinem Leben. Wenn er auch am Verstand abnimmt, so habe Geduld mit ihm, und verachte ihn nicht in deiner Stärke, denn die Wohlthat, die du deinem Vater erzeugst, wird nicht vergessen.

Wer seinen Vater ehrt, wird sein Leben verlängern, und wer dem Vater gehorsam ist, der wird seine Mutter erfreuen. Sirach 3.

Ueber das Verhalten gegen Freunde.

Wer seines Freundes Geheimnisse entdeckt, der verliert Treu und Glauben; er wird auch nicht leicht mehr einen Freund finden. Sirach 27.

Hast du einen Freund, so prüfe ihn zuvor in der Noth, und überlaß dich ihm nicht so schnell. Sirach 6.

Mancher ist ein Freund, so lang es ihm einträglich ist, zur Zeit deiner Trübsale wird er es nicht bleiben. Sirach 6.

In deinem Herzen vergiß deines Freundes nicht, und erinnere dich seiner, wenn du reich bist. Sirach 37.

Verlaß den alten Freund nicht, denn der neue wird ihm nicht gleichen. Ein neuer Freund ist wie ein

neuer

neuer Wein, wenn er alt wird, wirst du ihn mit Freuden trinken. Sirach 9.

Mit einem treuen Freunde ist nichts zu vergleichen; und weder Gold noch Silber verdienen mit der Treue in die Wagschale gelegt zu werden. Sirach 16.

Ueber die Wahl der Freunde.

So wie die Pflege des Baumes seine Frucht zu erkennen gibt, so zeigt auch die Rede an, welche Gedanken in des Menschen Herzen sind.

Lobe den Mann (Freund) nicht, bis du seine Rede gehört hast, denn dadurch werden die Menschen auf die Probe gestellt.

Aus dem Anblicke wird der Mann erkannt, und aus den Gesichtszügen kannst du auf seinen Verstand schließen.

Die Kleidung, das Lachen, und der Gang des Menschen zeigen von ihm. Sirach 17.

Ueber das Verhalten gegen die Obrigkeit.

Widersetze dich nicht dem Mächtigen, und widerstehe nicht der Gewalt des Stromes. Sirach 4.

Ueber das Verhalten gegen Untergebene.

Sey nicht wie ein Löwe in deinem Hause, daß du deine Untergebene quälest, und deine Hausgenossen unterdrückest.

Ueber das Betragen gegen das Alter.

Verachte keinen Menschen in seinem Alter, denn auch aus uns werden Alte.

Verachte die Rede der alten Weisen nicht, und übe dich in ihren Sprüchen.

Von ihnen wirst du Vieles lernen, und zur Zeit, wenn du es bedarfst, antworten können.

Steh auf vor dem, der ein graues Haupt hat, und ehre das Alter. Sirach 9.

Ueber das Verhalten gegen Feinde.

Wenn du den Esel dessen, der dich haßt, unter der Last liegen siehst, sollst du nicht vorbeygehen, sondern ihm sammt der Last aufhelfen. Lev. 23.

Erfreue dich nicht an dem Falle deines Feindes, und dein Herz frohlocke wegen seines Unterganges nicht. Sprichw. 27.

Ueber die Untreue im Handel und Wandel.

Mancherley Gewicht ist Sünde vor dem Herrn, und eine falsche Wage ist böse. Sprichw. 20.

Wenn du deinem Bruder (Nächsten) etwas abkaufest, so sollst du ihn nicht übervortheilen. Lev. 25.

Thuet keinem Unrecht, mit der Elle, mit dem Maaße und Gewichte. Lev. 19.

Ueber den Umgang mit Bösen.

Wer Pech berührt, der wird davon beschmutzt werden, und wer mit einem Bösen Gemeinschaft hat, der wird auch böse werden. Sirach 13.

Mein Sohn! wenn dich böse Buben locken, so folge ihnen nicht; ihr Weg ist finster, und sie wissen nicht, wo sie fallen. Sprichw. 4.

Hüte dich von einem bösen Menschen, denn er geht mit bösen Gedanken um, damit er dich nicht auf immer lächerlich mache. Sprichw. 11.

Ueber die Behutsamkeit im Reden.

Die Rede eines Verständigen bringt Ruhm und

Ehre; die Zunge eines Unbesonnenen verleitet zum Falle. Sirach 5.

Die Lippen der Unbesonnenen werden Thorheiten erzählen; die Worte der Weisen werden auf der Waze gewogen Sirach 21.

Beym Vielreden wird es nicht wohl ohne Sünde abgehen: wer aber seine Zunge zähmt, ist sehr weise. Sirach 10.

Ueber das Verhalten gegen Thiere.

Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes; das Herz des Bösen ist aber unbarmherzig. Sprichw. 12.

Wer aus Muthwillen eine Taube tödtet, die ihm aus der Hand fraß, der ist auch im Stande, eine Unschuld zu verführen, die zu ihm floh. Sprichw. 13.

Du sollst einem Ochsen das Maul nicht verbinden, der auf deiner Tenne die Frucht austritt. Salomo 16.

Ueber die Faulheit.

Gehe hin zur Ameise, du Fauler! merke auf ihre Wege, und lerne Weisheit.

Denn ob sie schon weder Anführer noch Herrn noch Meister hat, so bereitet sie doch im Sommer Speise für sich, und sammelt ihre Nahrung in der Aernte.

Wie lange willst du schlafen, o Fauler! wann willst du von deinem Schlafe erwachen?

Die Armuth wird dich wie ein Bewaffneter überfallen; willst du aber nicht faul seyn, so wird die Armuth sich von dir entfernen. Sprichw. 6.

Ueber die Mäßigkeit.

Die Säufer und Schwelger verarmen, und der Faule wird sich in Lumpen kleiden müssen. Sprichw. 23.

Ueber den Zorn und die Ungeduld.

Der Zorn und die Wuth sind ohne Barmherzigkeit; und wer wird den Ungestüm der Zornigen mit ertragen? Sprichw. 27.

2.

Aus dem neuen Testamente.

Ueber das Vertrauen auf Gott.

Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen werdet, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Denn da euch Gott das Leben gegeben hat, wird er euch nicht auch Speise, die weit geringer ist, als euer Leib, schenken?

Kauft man nicht zwey Sperlinge um einen Pfenning? und nicht einer fällt auf die Erde ohne euern himmlischen Vater.

Es sind alle Haare auf euerm Haupte gezählt, darum fürchtet euch nicht, ihr seyd viel besser, dann viele Sperlinge. Math. 10.

Sehet einmal die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ärnten nicht, und sammeln auch nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater nährt sie doch, seyd ihr dann nicht mehr als sie? Luk. 12.

Ueber die Güte Gottes.

Alle gute Gabe kommt von Gott. Jak. 1.

Sey aufmerksam auf die unzähligen Wohlthaten Gottes. Vertraue auf seine Güte, suche nur das Reich Gottes, so wird dir alles, was du bedarfst, beygegeben werden. Math. 6.

Gott läßt seine Sonne über die Guten und Bösen

auf=

aufgehen, und läßt über die Gerechten und Ungerechten regnen. Math. 5.

Ueber die Wiedervergeltung.

Wer einem von dem Geringsten (Aermsten) einen kalten Trunk Wasser in meinem Nahmen reicht, wahrlich sag ich euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben. Math. 10.

Wie ihr einmesset, so wird euch wieder ausgemessen werden. Luk. 6.

Ueber das Verhalten gegen die Aeltern.

Ehre deinen Vater und deine Mutter; dies ist das erste Geboth, welches die Verheißung hat: auf daß du lang lebest auf Erden, und es dir wohl gehe. Ephes. 6.

Ueber das Verhalten beym Almosen geben.

Wenn du Almosen giebst, so sollst du nicht vor dir Posaunen blasen, wie die Heuchler in den Synagogen, und auf den Gassen thun, damit sie von den Menschen gepriesen werden.

Wenn du aber Almosen giebst, so soll deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte thut. Math. 6.

Ueber das Verhalten gegen die Obrigkeit.

Ein jeder sey der höheren Macht unterworfen, denn es ist keine Macht, als von Gott, und alle sind von Gott verordnet worden.

Die Landesfürsten sind nicht denen, die Gutes thun, sondern denen, die Böses wirken, furchtbar.

Willst du dir nun nicht fürchten von der Obrigkeit, so thu Gutes, und du wirst Lohn davon haben, denn sie ist eine Dienerinn Gottes, dir zum Nutzen. Thust du aber Böses, so fürchte dich, denn sie trägt das Schwert

nicht umsonst, denn sie ist das Werkzeug zur Abstrafung des Uebelthäters.

Derowegen müsset ihr euch nothwendig unterwerfen, nicht allein wegen der Strafe, sondern wegen des Gewissens.

So gebt nun jedermann, was ihr schuldig seyd, Steuer, dem Steuer gebührt; Zoll, dem Zoll gebührt; Ehrfurcht, dem Ehrfurcht gebührt; Ehre, dem Ehre gebührt. Röm. 13.

So gebt also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Math. 22.

Ueber das Verhalten gegen Untergebene.

Und ihr Herren, thuet ihnen (den Untergebenen) Gutes, unterlasset das Drohen, und wisset, daß euer Herr im Himmel ist. Ephes. 6.

Ueber das Verhalten bey der Wahl der Freunde.

Ihr werdet sie (die Freunde) an ihren Früchten erkennen; denn sammelt man auch Trauben von den Dörnern, oder Feigen von den Disteln?

Also bringt ein guter Baum nur gute Früchte, und ein schlechter Baum bringt nur schlechte Früchte.

Kein guter Baum kann schlechte Früchte bringen, und kein schlechter Baum kann gute Früchte bringen. Math. 7.

Ein guter Mensch bringt aus dem guten Schatze seines Herzens nur Gutes hervor; und ein böser Mensch bringt aus dem bösen Schatze Böses hervor; denn aus dem Ueberfluß des Herzens redet der Mund. Luk. 7.

Ueber das Verhalten gegen Feinde.

Liebet eure Feinde, segnet diejenigen, welche euch

hassen; thuet Gutes denen, die euch verfolgen, bethet für diejenigen, die euch verleumden. Math. 5.

Wenn ihr den Menschen ihre Sünden (Beleidigungen) vergebet, so wird euer himmlischer Vater eure Missethaten auch vergeben.

Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebet, so wird euer Vater eure Sünden auch nicht vergeben. Math. 6.

Ueber lieblose Urtheile.

Richtet nicht, so werdet auch ihr nicht gerichtet werden; verdammet nicht, so werdet auch ihr nicht verdammet werden. Luk. 6.

Warum siehst du den Splitter in den Augen deines Bruders, und den Balken in deinem eigenen Augen wirst du nicht gewahr? Luk. 4.

Oder kannst du zu deinem Bruder sagen: Halt Bruder! ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen, wenn du selbst den Balken in deinem Auge nicht siehst? Heuchler! zieh zuvor den Balken aus deinem Auge, und alsdann sieh, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehst. Luk. 6.

Ueber das Aergerniß.

Wehe dem Menschen, der andern Anlaß zur Sünde giebt, er macht sich fremder Sünden, und der schwersten Strafen theilhaftig. Math. 18.

Hüte dich, daß du den Schwachen oder Kindern durch Handlungen oder Reden nicht Aergerniß giebst, und dein Nächster, für welchen Christus gestorben ist, nicht aus deiner Schuld verloren gehe. 1 Korinth.

Wehe dem, durch welchen Aergerniß entsteht.

Es wäre ihm besser, wenn ein Mühlstein an seinen Hals gehenket, und er in das Meer geworfen

würde,

würde, als daß er einen von diesen Kleinen ärgern sollte. Luk. 17.

Ueber die Versöhnung.

Wann du, da du dein Opfer auf den Altar legst, dich erinnern wirst, daß dein Bruder (Nächster) etwas wider dich habe; so laß dein Opfer allda vor dem Altare, und geh zuvor hin, versöhne dich mit deinem Bruder (Nächsten), alsdann komme, und opfere deine Gabe. Math. 5.

Ueber die Hauptregeln der Nächstenliebe.

Thuet dem Menschen Alles, was ihr wollet, daß sie euch thun sollen. Luk. 6.

Was ihr nicht wollet, daß euch andere Leute thun, das thuet auch keinem andern. Tob. 4.

Ueber die Arbeitsamkeit.

Wir haben auch von Niemand das Brod gegessen, sondern wir haben mit Mühe und Anstrengung Tag und Nacht gearbeitet, auf daß man Niemand unter euch beschwerlich werde.

Als wir bey euch waren, gebothen wir euch, daß, so jemand nicht arbeiten will, auch nicht essen, soll. 2 Thesall.

Ueber die Mäßigkeit.

Lasset uns also ehrbar wie am hellen Mittage wandeln, nicht im Fressen und Saufen, in Unehrbarkeit und Geilheit, nicht in Zank und Eifersucht. Röm. 13.

Ueber den Zorn.

Alle Bitterkeit, Zorn, Unwillen, und Lästerung sammt aller Bosheit, sey von euch weit entfernt. Eph. 4.

Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden die Erde besitzen. Math. 5.

Leset, lieben Jünglinge! diese Denksprüche oft und aufmerksam. Sie sind Sprüche der göttlichen Weisheit, und täuschen euch nicht. Richtet euer Betragen darnach ein, und laßt euch die Erfüllung euerer Pflichten heilig seyn.

Wohl euch, wenn euch euer Gewissen ein gutes Zeugniß über die Ausübung eurer Pflichten giebt, und dieses Zeugniß sey sodann einst auf der Wanderschaft euer schönster Reisepaß!

Gedanken eines Jünglings über Gottes Daseyn.

Ich seh' den großen Weltbau an,
Und staune, was ich sehe.
Wer ist der, der das machen kann?
Wer wölbte dort die Höhe
Des blauen Himmels über mir?
Wer rief der Sonne Licht hervor?
Wer hieß den Mond uns leuchten?

Wer konnte dort das Sternenheer
Bis an den Himmel heben?
Wer goß das Wasser in das Meer?
Wer konnte es beleben
Mit so viel Wundern ohne Zahl?
Und wer kann allen auf ein Mahl
So viele Nahrung reichen?

Wer machte Thiere groß und klein,
So wundervoll verschieden?
Wer lehrte sie, sich nähren, freun?
Wer mochte wohl gebiethen,
Daß bisher die Erde steht,

So alles streng in Ordnung geht,
Daß Jahr und Zeiten werden?

Die Hütte sey auch noch so klein,
Hat sich nicht selbst erbauet.
Wo etwas soll in Ordnung seyn,
Wird's jemand anvertrauet:
Und jedes Werk erfodert Kraft,
Verstand, und eines, der es schafft.
Auch der schuf sich nicht selber.

So ist der große Bau der Welt
Nicht durch sich selbst entstanden —
Ein Weiser hat ihn aufgestellt,
Und ist gewiß vorhanden.
Groß, weise, mächtig muß er seyn,
Und Heil und Leben muß ihn freu'n —
Wer ist des Weltbau's Meister?

Gott, nennet Menschensprache dich —
Ich fall' voll Ehrfurcht nieder,
Und freue deines Daseyns mich,
Und fühl's, alle meine Glieder,
Und dieser Geist und sein Verstand,
Sie sind ein Werk von deiner Hand,
Sind Zeugen deines Daseyns.

Ja, daß du bist, und daß du lebst,
Voll Weisheit, Macht und Güte,
Mich, ringsum, o mein Gott umschwebst,
Daß ich in meiner Blüthe
Dich kenne schon so wundervoll,
Und immermehr dich kennen soll,
Wie freut das meine Seele.

II.

Sittenlehre in Beyspielen aus den alten und neuen Zeiten.

1.

Aus den alten Zeiten.

Warnung gegen Unmäßigkeit.

Nathan der Prophet und weise Lehrer des Jünglings Salomo war sehr um den jungen Königssohn bekümmert; denn Salomo liebte den Wein, gesellte sich zu bösen Buben, trank mit ihnen, und redete in der Trunkenheit Dinge, die von einem verkehrten Herzen zeigten.

Nathan ermahnte oft seinen königlichen Zögling, daß er von der Trunkenheit und bösen Gesellschaft ablassen möchte.

Aber Salomo vergaß die Lehren des göttlichen Propheten, und verlebte Tage und Nächte im Taumel.

Da trat eines Morgens ein Bothe zu Salomo, und sprach: „Siehe, ich gieng vor dem Weinberge deines Vaters vorbey, da sah ich einen Knaben, der riß mit gewaltsamer Hand die Reben von ihren Stützen, zerraufte das Laub, warf den Weinstock zur Erde und trat die köstlichen Trauben mit seinem Fuße in den Staub."

Salomo, der Jüngling ergrimmte in seinem Geiste, nahm sein Schwert, und lief in den Weinberg des Königs seines Vaters, und rief: „Mit seinem Blute soll der Bube diesen Frevel büßen."

Wäh-

Während er so rief, trat Nathan ihm entgegen, und fragte den Jüngling: „Wem zürnest du also mit dem Schwert in der Hand?“ Salomo erzählt dem weisen Nathan die Bothschaft von dem jungen Verwüster des Weinberges. Da sprach Nathan: „Und darüber erzürnest du, und dein Antlitz wird wie der Blick eines jungen Löwen.“ Salomo aber antwortete: „Sollte ich nicht den Frevel bestrafen, der die herrlichste Gabe der Natur ihrer Zierde beraubt, und die Frucht in den Staub tritt, die der Himmel zur Freude des Menschen bereitet?“

Darauf sagte Nathan mit gerührtem Herzen: „Ach, stecke dein Schwert in die Scheide! Ich war es, der dir den Bothen sandte. Dem Weinberg ist kein Leid wiederfahren. Aber zu dir, Salomo, blickt das Volk wie zu einem blühenden Weinstock, und es erwartet Freude und Segen von dir als ihrem künftigen König. Und du vernichtest in dir selber das Schönste, was dir Gott verlieh — die Weisheit, und versankst in Unmäßigkeit!“

So sprach der weise Lehrer des Jünglings, und Salomo gieng in sich, und wenn er den Wein ansah, wie er im Glase so schön steht, so dachte er an den Weinstock, den der Ruchlose in den Staub warf, und er ließ ab von seiner vorigen Lebensweise. Darum verlieh ihm Gott — Weisheit und Verstand.

Das erste Erröthen über schändliche Reden.

Samuel, der Knabe, diente dem Herrn zu Siloh vor dem Priester Heli, und war angenehm bey Gott und den Menschen; denn er diente dem Herrn mit reinem Herzen, und war gehorsam, und nahm zu an Weisheit.

Aber die Söhne des Hohenpriesters Heli, Hophni und Pinehas waren böse Buben, die fragten nicht nach dem Herrn, und ihre Sünde war sehr groß! Und sie standen eines Tages vor dem Hause ihres Vaters Heli unter einem Baume und Samuel der Knabe stand unter ihnen, umgürtet mit leinenem Leibrock. Aber Hophni und Pinehas redeten böse, unzüchtige Worte unter einander vor den Ohren des Knaben. Da erröthete Samuel so sehr, daß sein Angesicht glühete, wie der Glanz des Abends, wenn der Tag sich geneigt hat. Also erröthete der Knabe zum ersten Mahle über schändliche Reden. Denn er hatte noch nie ein böses Wort vernommen aus eines Menschen Munde von Jugend auf.

Aber die bösen Buben verlachten den Knaben, und höhneten seiner, weil er roth ward über ihre schändlichen Reden. Samuel wandte sich um, und weinte. Da trat Heli, der alles dieses vernommen hatte, zu dem Knaben und sprach:

„Mein Sohn! warum weinest du?“ Da antwortete Samuel: Deine beyden Söhne führten böse Reden vor mir, da bewegte sich mein Herz, und es trat mir eine feurige Glut, ich weiß nicht wie, in das Antlitz, und sie höhneten meiner.

Da umarmte Heli den Knaben Samuel und herzte ihn, und erhob seine Stimme und sprach:

„Ach, mein Sohn! weine nicht, und laß dir ihr Höhnen nicht zu sehr zu Herzen gehen. Du bist der Auserwählte des Herrn; aber was mich an dir freut, das erfüllt meine Seele mit Jammer über meine eigenen Kinder, denn sie haben ihre Blüthe in sich selber vernichtet. Wie können sie jemahls gute Früchte tragen.“ Nur ein guter Baum bringt gute Früchte.

Heli weinte über seine Söhne, und sie thaten ih-

rem Vater nichts als lauter Herzen Leid an. Aber Samuel erfreute das Herz des Priesters Heli, und wandelte aufrichtig vor dem Herrn:

Uebe Barmherzigkeit ohne Unterschied des Glaubens.

Ein Jude wanderte einst durch ein Thal, das war lang, einsam und waldigt, und die Luft wehte schon rauh, und kahl war das Gebüsch. Der Wanderer gieng dennoch seinen Weg, und dachte an nichts Arges. Da stürzt eine Räuberbande rasch auf ihn ein, ergreift ihn, wirft ihn zu Boden und fodert all sein Geld. Er konnte der Macht nicht widerstehen, und Klagen und Bitten waren bey den rohen Bösewichtern vergebens. Als all sein Geld geraubt ward, mußte auch noch sein Blut fließen durch die mörderischen Hände. Er bleibt erschöpft und blutend unweit des Weges liegen. Kaum sind die Räuber mit der Beute in die Raubhöhle zurückgekehrt, kommt heiteres Sinnes ein Priester daher vom Dienste des hohen Tempels in der heiligen Stadt. Er erblickt den Blutenden, jedoch fürchtend die Thäter könnten in der Nähe seyn, eilt er vorüber. Nach ihm wandelt denselben Weg ein Priesterdiener — ein Levit, und nähert sich dem Armen, doch ohne ihm zu helfen, wandelt er die Schreckensstraße weiter. Indeß windet sich der halb erschlagene Jude in seinem Blute verlassen und allein. Da reitet aus dem Samariter Lande, das tief verhaßt dem Judenvolke war, ein junger Mensch heran. Wohl wissend, daß der Arme ein Jude und nicht seines Glaubens ist, steigt von seinem Thier, und eilt gleich ein Engel Gottes zum Armen hin. Er denkt nicht an den Wald, denkt nicht an die Raubhöhle, und den Schwarm der Mörder. Er löset seinen Reisebündel auf, nimmt eilig Wein und Oel heraus, und wäscht damit

die Wunden. Hiedurch gestärkt steht der Unglückliche auf, und sein Lebensretter hebt ihn auf sein Thier, und führt ihn langsam aus dem Walde in ein Haus, das gebaut war für Reisende, die aus Samarien kamen, und sich nicht getrauen für ihr Geld in einer Judenstadt zu bleiben. Vor diesem Hause seiner Glaubensgenossen hält der edle Menschenfreund still. Niemand im Hause fragt ihn, weß Glaubens der Gerettete sey? Er mag Jude oder Heide seyn, genug, er ist — Mensch, und sohin der menschlichen Hülfe würdig. Mit zärtlicher Geduld pflegt der Heide des kranken Juden, und bringt die ganze Nacht an seiner Lagerstätte zu. Sein Geschäft läßt ihn nicht länger weilen, und des Morgens ruft der Edle den Wirth herbey, und spricht zu ihm: „Pflege des Verwundeten bis ich wieder zurückkomme. Nimm hier, mein Freund! zwey Denar *), ich bin nicht reich, und kann dir vorerst nicht mehr geben. Was du mehr thust an diesem Armen, will ich dir vergüten. Ehe sich der Tag dreymahl neigt, werde ich wieder hier seyn, und reicher zurückkehren, als ich itzt bin.“ So spricht der Samarite, und er reiset von dannen, nachdem er Barmherzigkeit geübt hat an einem Unglücklichen, der seines Glaubens nicht war.

Seltene Ergebenheit in die göttlichen Fügungen.

Es lebte einst im Lande Huß ein Mann, Nahmens Hiob, der war überaus reich. An allem, was sich die Seele eines Menschen wünschen kann, hatte er Ueberfluß. Selbst mit zehen Kindern, sieben Söhnen und dreyen Töchtern ward er gesegnet.

Nie stieg in seinem Gemüthe der quälende Gedanke auf,

*) Ein Denar beträgt beyläufig 3 Groschen.

auf, daß er einer der Aermsten im Volke werden konnte, und daß ihm der Herr mit Noth und Elend heimsuchen würde, denn er wandelte gerecht vor dem Herrn, und sammelte seinen Reichthum mit Mühe und Redlichkeit. Zu seinem Reichthum zählte er 7000 Schafe, 3000 Kameele, 500 Joch Ochsen und 500 Esel. An Einem Tage brach alles Unglück über sein Haupt herein, und gerade an dem, als seine Söhne und Töchter bey ihrem ältesten Bruder zum Gastmahle versammelt und beym Weine sich erlustigt hatten.

Da kam zu Hiob ein Bothe eilig herein und sprach: „Höre, als deine Ochsen dein Feld pflügten, und die Eselinnen im Grase weideten, brach das Räubervolk der Saräer in dein Gebiet ein; führte die Ochsen und alles was sie auf den Feldern fanden, mit sich fort. Und nur ich allein bin entkommen, dir diese Nachricht zu bringen.“

Ruhig horchend vernahm Hiob diese Bothschaft, als schon ein zweyter Bothe kam und sprach: „Ein Strom von Feuer fiel von dem Himmel, verbreitete sich über alle deine Schafe und Hirten, und verzehrte sie alle, nur mich nicht. Ich eilte, dir dises anzuzeigen.“

Kaum hatte dieser Bothe, ohne daß sich Hiobs heiteres Antlitz trübte, seine Rede vollendet, so stand schon der dritte Bothe vor ihm, und redete also: „Die Chaldäer haben sich in drey Haufen getheilt, alle deine Kameele überfallen, sie geraubet, und die Knechte mit dem Schwerte getödtet. Ich allein floh, und lief hieher zu dir.“

Hiob, ohne die Gegenwart des Geistes zu verlieren, wollte sprechen, als schon ein vierter Bothe eine noch schrecklichere Nachricht brachte, indem er sagte: „In der Zeit, als deine Söhne und Töchter in dem

Hause

Hause ihres ältesten Bruders gespeiset und Wein getrunken haben, sieh! da erhob sich ein mächtiger Sturmwind, und der hatte die eine Ecke des Hauses so erschüttert, daß es eingestürzt ist, und alle deine Kinder erschlagen hat, und daß itzt alle getödtet sind. Ich kam davon, und melde dir dieses."

Hiob, als er diese schrecklichen Ereignisse alle vernommen hatte, stand mit männlicher Gelassenheit von seinem Sitze auf, legte seine rechte Hand auf die Brust, und sprach mit zum Himmel gerichtetem Blicke:

„Der Herr hat es geben,
„Der Herr hat es genommen,
„Der Nahme des Herrn sey gelobet."

Der Sohn kömmt traurig aus der Fremde zurück.

Es war einst ein reicher Mann im Morgenlande, und hatte viele prächtige Gärten und Güter. Auch hatte er einen Sohn, den er wie seine Seele liebte. Diesen sendete er in die Fremde, daß er geschickt würde in allerley nützlichen Künsten. Nach einigen Jahren kehrte er wieder in die Heimath zurück. Da freute sich sein Vater sehr, und stellte ein Fest an. Aber der Sohn wandelte mismuthig einher, und der Gram wohnte in seinem Herzen. Denn er dachte in sich selber: Mein Vater liebt mich nicht, und wird mich versäumen! Da ward der Vater betrübt und sprach: „Wandle nicht so traurig, und laß nicht länger den Kummer in deinem Herzen wohnen. Wie soll ich deiner vergessen und dich versäumen! Sieh, ich ernähre so viele Diener, Thiere und Pflanzen, wie sollt ich denn dich verlassen, der du mein Sohn bist?" So sprach der Vater, aber der Sohn kehrte sich von ihm, und war traurig, wie zuvor.

Der Vater führte ihn hinaus in den Garten auf

eine

eine Anhöhe, und sprach: „Sieh, du liebst von Jugend auf die Schönheit der Natur und die Herrlichkeit des Feldes. Da haben wir dir zur Freude diese Laube erbaut, daß du umher schauen und dich freuen mögest. Darum sey fröhliches Muths, und guter Dinge mein Sohn!“ So sprach der Vater, aber die Stirn des Sohnes blieb traurig, und senkte seine Augen zur Erde.

Bald nachher kamen die Jugendfreunde des Jünglings, und freuten sich, ihn wieder zu sehen. Hierüber freute sich der Vater und dachte: „Nun wird er sich erheitern, und sein Herz fröhlich zeigen.“ Aber der Jüngling wandte sein Angesicht weg, und ward trauriger, und verbarg sich vor den Freunden seiner Jugend. Sein Vater ward hierüber sehr bewegt und sprach zu ihm: „Ach! mein Sohn, warum thust du mir das? Was nützt es, daß du in der Fremde warest, wenn du die Freuden der Heimath so verschmähen willst? Freue dich doch in deiner Jugend der Güte deines Vaters, der herrlichen Gaben der Natur, und der süßen Reden deiner Freunde!“ Der Sohn erhob sein trauriges Angesicht, und sprach: „Ach Vater, ich wandelte mit unschuldigem Herzen von dir, aber itzt kann ich meine Augen nicht erheben. Es lastet eine schwere Sünde auf mir.“ Er schlug seine Augen nieder und der Vater weinte.

Abschied eines Vaters an seinen Sohn.

Geh still die Bahn, dein lebenlang
Im sanften Hoffnungslicht,
Und stehe fest im Wogendrang,
Der dir entgegen bricht.

Und opfere nie dem frechen Spott,
Der Heiliges verkehrt,

Sey

Sey Schutz der Tugend, liebe Gott,
Sey deiner Jugend werth.

Dem Freunde zeig ein Freundesherz,
Dem Feind' die offne Brust,
Treib nie mit Heil'gem frechen Scherz,
Hab nie am Bösen Lust.

Die Wollust flieh, sie gräbt dein Grab,
Scheucht deinen Engel fort,
Haucht deiner Wangen Rosen ab,
Ist einst dein Rächer dort!

Das Schöne schließ mit festem Band
Um deine warme Brust,
Es hebt dich hoch ins himmlisch Land,
Verklärt die kleinste Lust!

Erfüllt ist dann des Lebenssinn,
Dein süßes Glück ist da,
So wandelst du durchs Leben hin,
Und siehst dem Ziel dich nah'!

2.

Aus den neuen Zeiten.

Der auf Gott vertrauende Lehrling.

Joh. Walter, der Sohn eines armen Bürgers aus Neustadt, zeigte grosse Lust zur Handlung. Sein Vater führte ihn nach Wien, und gab ihn zu einem Gewürzhändler in die Lehre. Sein Lehrherr war dem Trunke bis zur Ausschweifung ergeben. Täglich ward er berauscht,

rauscht, und im Rausche betrug er sich wie ein Wüthender. Jedermann im Hause mußte ihm ausweichen, wenn er nicht beschimpft oder mishandelt seyn wollte.

Der junge Walter hatte in diesem Hause harte Tage. Er mußte Hunger leiden, die beschwerlichste Arbeit verrichten, und durfte sich nicht lange im warmen Zimmer aufhalten, deßwegen hatte er sich auch Hände und Füße erfroren. Aus allen diesen Leiden war ihm das Schelten und Fluchen seines Lehrherrn das empfindlichste, denn er war zwar arm, aber gut und christlich erzogen. Allein Walter vertraute auf Gott, und fügte sich in das Schicksal, das ihm die Vorsehung bestimmt hat.

Nun starb der Gewürzhändler eines bemitleidwerthen Todes, und hinterließ eine 70jährige Wittwe und die Handlung in einem zerrütteten Zustande. Die Wittwe abgelebt und gebrechlich konnte die Handlung allein nicht mehr fortsetzen. Die Obrigkeit übertrug dem jungen Walter die Führung der Geschäfte. Er fühlte sich noch nicht so geschickt dem Auftrage der Obrigkeit befriedigend zu entsprechen. Er setzte sein Vertrauen auf den Beystand Gottes, und war dabey überaus fleißig und gewissenhaft.

In kurzer Zeit erwarb sich der junge Gewürzhändler überall Kredit, und die Handlung fieng an aufzublühen, denn Gott gab ihm Segen und Glück. Als er einige Jahre der Handlung vorgestanden war, starb auch die Handelsfrau. Sie setzte bey ihrem Tode den auf Gott vertrauenden, fleißigen und ehrlichen Walter zum Erben ihres Vermögens ein. Walter hat nicht umsonst auf Gott vertraut. Er ist nun auf ein Mahl frey und vermögend geworden. Er ließ nun sogleich seinen alten, armen Vater zu sich kommen, und pflegte

ihn

ihn bis zu seinem Lebensende mit kindlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit. Auch seine zwey Schwestern ließ er gleichfalls nach Wien hohlen, um sie zu geschickten Hausfrauen zu bilden. Er selbst beschloß, sich nicht eher zu verehligen, bis nicht seine zwey Schwestern an rechtschaffene Männer verheirathet seyn würden. Auch diese Freude wurde ihm zu Theil, denn beyde wurden Gattinnen zweyer vermögenden Leinwandbleicher zu Landshut in Schlesien. Endlich verehligte er sich selbst mit einer Freundinn, die zwar arm, aber tugendhaft und vernünftig war.

Der edle Walter, der nun alle seine Wünsche erfüllt sah, nützte sein Vermögen, das sich täglich durch Fleiß und Sparsamkeit vermehrte, zum Besten der Menschheit. Er kannte keine andere Freude, als — dankbar gegen Gott, und keine andere Verschwendung, als freygebig gegen Dürftige zu seyn. Daher betheten auch Tausende für ihn. Und dieß Gebeth wird Gott, der keinen Trunk Wasser, den eine fromme Hand dem Dürftigen reicht, unvergolten läßt, gewiß erhört haben.

Schicksal eines dem Trunke ergebenen Jünglings.

Unweit Breslau lebte ein herrschaftlicher Beamter, der bey einem mittelmäßigen Einkommen mehrere Kinder hatte. Einer seiner Söhne, mit Nahmen Franz, wünschte Silberarbeiter zu werden. Der Vater erfüllte seinen Wunsch, und gab ihn nach Breslau in die Lehre. Gleich Anfangs zeigte er eine starke Neigung zum Trunke. Wenn er Zeit und Geld hatte, so schlich er sich in ein Bier- oder Weinhaus, und trank daselbst so lange, bis er sich sinnlos berauscht hatte. Sein Lehrherr, ein gar rechtschaffener Mann, bemühte sich sehr, den jungen Menschen des Trunks zu entwöhnen. Aber seine

Bemühung war umsonst. Es kam die Zeit, da Franz freygesprochen werden sollte. Er hatte keinen Verstand, und wußte nichts, außer einige Späße, die er in den Wein- und Bierstuben aufgefangen hatte. Zudem brachte er aus der Lehre einen siechen Körper mit, den er durch den Trunk geschwächt hatte. Er gieng in die Fremde. Da spielte er, war unthätig, trank, betrank sich, ward als Betrunkener grob, zanksüchtig, zog sich Händel zu, und wurde überall verhaßt und verächtlich. Dabey ward sein Körper immer mehr zerrüttet. Sein Vater starb, und die Aufführung des dem Trunk ergebenen Sohnes trug viel zum frühen Tode desselben bey. Nun war Franz von allen verlassen. Seine geringe Erbschaft verschwendete er, wie er alles verschwendet hatte. Als er in großer Noth war, hatte er sich zu seinen Verwandten begeben, und ihnen Besserung versprochen. Aber das Laster der Trunkenheit war schon so tief bey ihm eingewurzelt, als schien es, daß er es nicht mehr lassen könne. Voll Verzweiflung gieng er zum Militär. Auch hier litt man den Trunkenbold nicht. Er suchte in der Trunkenheit Händel, vertheidigte sich mit dem Säbel, wenn andere seine Grobheiten nicht litten. Nach einem Jahre wurde er vom Regiment gejagt. Nun mußte er froh seyn, daß ihn die Herrschaft, bey welcher sein Vater Beamter gewesen war, im Armenhause abnährte, wo er vom Ungeziefer halb verzehrt auf einem verfaulten Strohsacke starb.

Der ehrliche Retter eines Erfrornen.

Franz Will, ein Fleischersjunge von Düsseldorf, fuhr vor einigen Jahren in Geschäften auf ein benachbartes Dorf. Es hatte gerade eine durchgreifende Kälte, und die Erde war ganz mit Schnee bedeckt. Auf dem

Wege entdeckte er einen Menschenkörper, der in einer mit Schnee gefüllten Grube lag. Er sprang vom Wagen, stieg hinab, und findet, daß der Unglückliche ganz unbeweglich, steif und fest gefroren ist. Er legt den Körper auf seinen Wagen und deckte ihn mit so viel Stroh zu, als er bey sich hatte. Beym Aufladen bemerkte er eine große, volle Geldgurte, die der Unglückliche um den Leib trug.

Will fuhr, sobald er im Dorfe ankam, sogleich dem Wirthshause zu. Hier traf er alle mögliche Anstalten, den Erfrornen wieder ins Leben zu bringen. Das erste Geschäft war, daß er den erfrornen Körper in ein Zimmer bringen ließ, das an demselben Tage noch nicht geheitzt worden ist, sodann ließ er den Landarzt rufen, der den Fremden nach den ärztlichen Vorschriften behandelte.

Zur größten Freude des ehrlichen Jungen bemerkte man in kurzer Zeit schon Spuren des Lebens; Will fuhr also mit diesem freudigen Gefühle an den Ort, wohin ihn seine Geschäfte riefen. Vor seiner Abreise empfahl er dem Wirthe seinen Geretteten, und übergab ihm zugleich zur Aufbewahrung die Geldgurte. Als Will sein Geschäft vollendet hatte, kehrte er wieder in das Dorf zurück, um zu sehen, ob der Unglückliche ganz gerettet sey. Er fand ihn fast ganz hergestellt, und freute sich seinen Nebenmenschen das Leben gerettet zu haben. Nun verlangte er von dem Wirthe die Geldgurte, und überreichte sie dem Manne, der ein reicher Pferdehändler war, wünschte ihm lange zu leben, und wollte weggehen.

Der Gerettete hielt Will zurück, und drückte ihm eine handvoll Goldstücke zu, als ein Denkmahl seiner Dankbarkeit. Der Fleischersjunge nahm das Geld nicht an, und sagte: „Ich habe nicht mehr gethan, als

meine Pflicht; behalten Sie ihr Geld.“ Der Pferdehändler ergriff den braven Jungen bey der Hand, drückte ihn mit Wärme an sein Herz und bath ihn, daß er ihm seinen Nahmen und seine Fleischerswohnung in Düsseldorf sagen möchte. Dieß that der ehrliche Will, und fuhr wieder zurück nach der Stadt. Nach einigen Tagen kam der Pferdehändler nach Düsseldorf, und suchte seinen jungen Retter in der angegebenen Wohnung auf. Allein er traf ihn dort nicht, und fand ihn bey seiner armen, alten Mutter, die in einer engen Straße ein dumpfes, feuchtes Erdstübchen bewohnte. Nun sprach der reiche Mann: Weil Sie mir das Leben retteten, so will ich das Leben Ihrer Mutter fristen, und für sie, so lange sie lebt, auf eine Art sorgen, daß sie im Alter noch froh seyn kann.“

Was man den Aeltern erweiset, ist so viel, als erzeigte es man den Kindern, dachte Will, aber doch das Bewußtseyn ehrlich und menschlich gehandelt zu haben, war für ihn eine noch größere Belohnung.

Edler Entschluß vier reisender Gesellen.

Wilhelm Günther verlor als zwölfjähriger Knabe seinen Vater. Er wurde als Waise in das Erziehungshaus zu Altenburg aufgenommen, und lernte daselbst die Seifensieder-Profession. Nach Vollendung seiner Lehrjahre begab er sich auf die Wanderschaft, und machte, weil er sich gut aufführte, in der Fremde sein Glück. Er kam nach Karlsruh, wurde daselbst Seifen- und Lichtfabrikant, und traf eine vortheilhafte glückliche Heurath. Er ließ seine alte Mutter, gegen de er stets die kindlichste Liebe fühlte, sogleich von Altenburg zu sich kommen, um sie lebenslänglich zu versorgen, und Theil an seinem Glück nehmen zu lassen.

Allein der Mutter gefiel es in einem fremden Lande nicht, und kehrte wieder nach Altenburg zurück. Auch iezt vergißt er nicht die Sorge und Dankbarkeit, die er seiner Mutter schuldig ist, schrieb daher an den Magistrat in Altenburg, bestimmte zur anständigen Versorgung seiner Mutter jährlich 150 fl., schickte die Hälfte sogleich mit, und bath die Obrigkeit, diese Gelder an seine Muter zu bezahlen.

Diese schöne kindliche Handlung wurde öffentlich bekannt gemacht, die ein Wirth unweit Karlsruh in der Zeitung gelesen hatte, als eben vier reisende Handwerksgesellen in das Gastzimmer traten. Diese setzten sich, und einer aus ihnen fragte den Wirth, was er Schönes in der Zeitung lese? Der Wirth gab ihm das Zeitungsblatt in die Hand, und wies auf die Stelle hin, wo die schöne Handlung des Wilhelm Günther angezeigt war. Als der Geselle eine zeitlang still gelesen hatte, foderte er seine Kameraden auf, zuzuhören, las die Geschichte laut, und dann wurde hierüber hin und her gesprochen. Endlich that der Vorleser den Vorschlag, daß sie, da sie auf die Wanderschaft giengen, sich auch ihrer armen Aeltern, die sie alle vier in Heidelberg hätten, annehmen wollten. Sodann wurde unter ihnen der edle Entschluß gefaßt, daß jeder von ihnen, sobald er in der Fremde Arbeit erhielte, wochentlich zwey Groschen von seinem Lohne ersparen, diese sammeln, und den Aeltern halbjährig zuschicken wolle. Nur Krankheit solle von der Erfüllung dieses Entschlusses frey sprechen. Wer aber mit der Zeit sein Glück mache, und mehr thun könne, werde und solle es auch dann thun. Nun rief der Vorleser mit vollem Eifer: „Brüder! bleibts dabey?“ Alle riefen: „Ja, es bleibt dabey! ein Schurke, der sein Wort nicht hält.“ Als sie

sich von dem Gasthofe trennten, wo eine Straße links, und die andere rechts führte, traten sie noch ein Mahl zusammen, reichten sich einander die Hände, und riefen auf dem Scheidewege: „Es bleibt dabey." Nun schlugen sie je zwey und zwey einen andern Weg ein, und setzten voll Liebe gegen ihre Aeltern ihre Wanderschaft fort.

Erinnerung an die Allwissenheit Gottes.

Christoph Lange, ein Handwerker aus Meißen, erhielt von einem Handelsmann auf dem Lande, der ihn öfters zu besuchen pflegte, eine große Summe Gelds, um sie auf einige Tage aufzubewahren.

Der Handelsmann ritt in die benachbarten Ortschaften, um dort Geschäfte zu machen. Nun hatte er das Unglück unterwegs mit dem Pferde zu stürzen, und das Leben zu verlieren. Der Handwerker hatte das Geld in seinem Hause. Kein Mensch wußte es, indem er dem Handelsmann keine Zeile darüber ausgestellt, und es auch Niemand gesehen hatte, als der Handelsmann dem Handwerker das Geld übergab.

Doch schreibt er, als er den Tod des Handelsmanns mit Gewißheit erfahren hatte, sogleich an seine Verwandte, und meldet ihnen, daß er eine Summe Geldes von dem Verewigten zum Aufbewahren habe, und sie ihnen überschicken wolle.

Der Handwerker erzählte dieses Ereigniß einem seiner Mitbürger mit dem Beysatze, daß er das Geld seinen Verwandten wirklich zurückgesendet habe. „Ey, sagte der Mitbürger, du bist ein einfältiger Mann, daß du das Geld nicht behalten hast. Du ernährst dich hart; hast viele Kinder und wenig Arbeit. Die ganze Summe hättest du behalten sollen, indem es Niemand gewußt hätte." Gott, antwortete er, weiß alles, und ich —

der

der ich mich täglich an seine Allwissenheit erinnere, würde mein lebenlang nie eine Ruhe gehabt haben.

Der falsche Argwohn.

Ein Handelsmann vermißte seinen goldenen Siegelring. Der Argwohn fiel auf den Bedienten, der täglich in sein Arbeitszimmer kam. Der Bediente wurde ergriffen, und auf die strenge Frage gestellt: ob er den Siegelring nicht zu sich gesteckt habe? Er betheuerte, daß er den Ring nicht habe. Man konnte ihm nichts beweisen. Der Bediente wurde nach einiger Zeit aus Argwohn unter einem andern Vorwande des Dienstes entlassen. Was war es?

Der Handelsmann hatte in seinem Nebenzimmer ein Paar Staare, die er sich zu seinem Vergnügen hielt. War die Thüre offen, so kamen die beyden diebischen Vögel auch in das Arbeitszimmer des Handelsmanns. Nach ein Paar Tagen, als der Ring vermißt wurde, ist einer der Staare durch einen Zufall erschlagen worden. Ein Holzhacker, der den todten Staar auf den Misthaufen werfen sah, nahm ihn zu sich, um ihn zu Hause zu speisen. Als er den Staar entfedert, und den Bauch geöffnet hatte, fand er den goldenen Siegelring darin. Er gieng sogleich zum Handelsmann und übergab ihm den gefundenen Ring, indem er vermuthet, daß der Ring ihm gehöre, weil der Staar aus seinem Hause war.

Der Handelsmann erstaunt über die Redlichkeit des Holzhackers, und tief gekränkt über das Unrecht, das dem Bedienten durch falschen Argwohn zugefügt wurde, beschenkte den Holzacker mit einem schönen Stück Geld; den ehrlichen Bedienten rief er wieder zu sich, nahm ihn in seinen Dienst auf, und ließ ihn nicht mehr von seiner Seite.

Die Treue auf der Probe.

Karl Waldshut, aus Prag gebürtig, reiste als Schneidersgeselle in die Fremde. Er kam nach Dresden, und erhielt in einer der vorzüglichsten Werkstätte sogleich Arbeit, denn er war sehr geschickt, fleißig, nüchtern und treu.

Eines Tages kam durch einen Zufall ein Graf, der am sächsischen Hofe ein wichtiges Amt bekleidete, in die Werkstätte seines Meisters, wo vier und zwanzig Gesellen arbeiteten. Unter diesen war dem Grafen besonders Karl Waldshut auffallend, und wünschte ihn als Bedienten zu sich zu nehmen. Des andern Tages ließ der Graf den Schneidergesellen zu sich rufen, both ihm unter vortheilhaften Bedingungen die Stelle eines Bedienten in seinem Hause an. Waldshut ward über diesen schönen Antrag sehr erfreut, und trat des anderen Tages seinen Dienst als Bedienter an. Er war nun schon einige Zeit im Dienste des Grafen, ohne daß ihm dieser sein volles Zutrauen schenkte. Es wurden ihm nur sehr unbedeutende Geschäfte übertragen, und er durfte sich nur selten seiner Herrschaft nähern, und mußte immer nur in seinem Zimmer bleiben. Durch dieses Mistrauen fühlte sich Waldshut tief gekränkt, und wünschte sich in die Werkstätte seines braven Meisters zurück.

Eines Tages befahl ihm der Graf aus seinem Schreibezimmer ein Buch, das er ihm nannte, zu bringen, und gab ihm hiezu den Zimmerschlüssel. Der Bediente fand dieses Buch lange nicht. Während des Suchens bemerkte er auf dem Schreibtische unter dem vielen Tabacksstaube ein Goldstück hervorglänzen. Er griff sogleich darnach, und steckte es zu sich. Endlich fand er auch das von seinem Herrn verlangte Buch. Freudig

eilte er dem Zimmer des Grafen zu. Er fand es offen, gieng hinein, übergab dem Grafen den Schlüssel und das Buch, und gieng davon, ohne an die Zurückgabe des Goldstückes zu denken, das er im Schreibezimmer fand. Indessen gieng der Graf in das Schreibezimmer, um zu sehen, ob das Goldstück noch unter dem Tabacksstaube liege. Dem Grafen war es nun, da er das Goldstück nicht mehr am rechten Orte sah, sehr verdächtig, da er es absichtlich in den Tabacksstaub gelegt hatte, um die Treue und Rechtschaffenheit seines Dieners zu prüfen. Nach einiger Zeit fiel es dem Bedienten ein, daß er das Goldstück nicht zurückgegeben, welches er gefunden hatte, und lief dem Zimmer des Grafen zu, aber es war schon wieder verschlossen. Auf der Treppe begegnete ihm die Gemahlinn des Grafen, welcher er das Goldstück mit der Bitte übergab, es dem Herrn Grafen bald einzuhändigen. Der Graf gieng nun sogleich in das Zimmer der Gräfinn, und sagte ihr:

„Karl, unser neue Bediente erhält morgen seinen Abschied, denn seine Treue ist mir verdächtig. Ich legte ein Goldstück in meinen Schreibezimmer in den auf meinem Tische befindlichen Tabacksstaub, und befahl ihm, mir aus dem Zimmer ein gewisses Buch zu hohlen. Mit dem Buche kam er zurück, aber das Goldstück welches er fand, behielt er.“ Die Gräfinn lächelte, und gab dem Grafen das Goldstück, das ihr Karl überreicht hatte, mit den schönen Worten: „Karl Waldshut hat die Probe bestanden.“ Der Graf nahm es, rief den Bedienten, und sagte: „Hier schenke ich dir das Goldstück, das du im Schreibezimmer gefunden hast. Bleibe immer so treu und redlich.“

Der junge Spötter.

Ernst, der Sohn eines wohlhabenden Handwerkers

kers aus Berlin, hatte die Gewohnheit, gerne über andere zu spotten. Er wollte zwar keinem durch seinen Spott wehe thun, aber doch wurde täglich gegen ihn geklagt.

Sein Vater gab ihm deßwegen öfters Verweise, und stellte ihm den Schaden vor, den er sich durch den Spott über andere schon zugezogen hätte, und gewiß in Zukunft noch zuziehen würde. Ein jeder, sagte der Vater, fürchtet dich, und kein ehrlicher Mensch ist dir wahrhaft gut.

Nach solchen väterlichen Erinnerungen nahm sich Ernst zwar oft vor, diesen Fehler sich abzugewöhnen. Allein die nächste Gelegenheit verleitet ihn wieder zu neuen Spöttereyen.

In seinem vierzehnten Jahre nahm ihn sein Vater in die Lehre. Auch hier unterließ er es nicht, die Gesellen zu spotten. Er mußte sich manche grobe Rede, ja manchmahl eine Ohrfeige gefallen lassen, die er vielleicht öfters würde gekriegt haben, wenn man in ihm den Sohn des Meisters nicht hätte schonen wollen.

Ernst wurde nun Geselle, wanderte, und fand überall, weil er sonst geschickt und dem Trunke nicht ergeben war, bald Arbeit. Allein er verlohr sie auch eben so schnell wieder; denn bald brachte er den Meister, bald seine Mitgesellen gegen sich auf; bald hatte er Händel auf der Herberge, und wurde nicht selten derb abgeprügelt. Oft dachte er an die Warnungen seines Vaters, und nahm sich vor, lieber zu schweigen als zu spotten. Aber eine Kleinigkeit war hinreichend, ihn wieder zum muthwilligen Spotte zu verleiten. Weit früher, als er es sich vorgenommen hatte, kehrte er nach Berlin zurück, und ward hier, weil sein Vater wohlhabend war, bald Meister. Auch jetzt litt er durch sei-

nen Spott manchen Schaden, so sehr er sich bemühte, ihn zu unterdrücken. Der wenig geschicktere Meister Wiese, der mit ihm in der Nachbarschaft lebte, hatte weit mehrere Kunden, und behielt seine Gesellen länger, als Meister Ernst.

Zu spät, aber bitter genug bereute Ernst den Fehler, den er sich in seiner Jugend so leicht hätte abgewöhnen können. Er warnte daher seine Kinder mit seinem eigenen Beyspiele vor der Spottsucht, und rief ihnen oft nachdrücklich zu: „Werdet ja keine Spötter!“

Die Strafe eines Thierquälers.

Es kann euch Lehrlinge, nicht unbekannt seyn, daß wir auch Pflichten gegen die Thiere zu beobachten haben. Es ist aber, glaube ich, doch nicht unnütz, wenn ihr hier erinnert werdet, wie oft und schrecklich diese Pflichten übertreten werden, damit ihr euch bereit fühlet, die Grausamkeiten, die Andere gegen die Thiere ausüben, eher verhüten zu helfen.

Zu Abo, der Hauptstadt in Finnland, war vor ungefähr 30 Jahren ein Hund überfahren worden. Das sterbende Thier kroch mühsam und winselnd nach der Thür eines Lederhändlers. Der 15jährige Sohn dieses Mannes begieng nicht nur die Grausamkeit, dieses jammervoll zerquetschte Thier, da es Hilfe zu suchen scheint, mit Steinen zu werfen, sondern überdieß noch mit einem vollen Topfe siedenden Wassers zu begießen. Ein gegen über wohnender Rathsherr, der die Abscheulichkeit bemerkte, trug den folgenden Tag den ganzen Vorfall dem versammelten Stadtmagistrate vor, der diesen Barbaren vorfodern und verhaften ließ. Als es sich nach Untersuchung der Sache ergab, daß der junge Mensch mehrmahls bey ähnlichen Grausamkeiten ohne erfolgte

Besse-

Besserung gewarnt worden, ward den nächsten Markttag in Gegenwart vieler Menschen folgendes Urtheil an ihm vollzogen:

Ein Gerichtsdiener entblößte ihm den Rücken, schloß ihn an den Schandpfahl, und las ihm folgendes Urtheil vor:

„Weil du, junger Unmensch, einem Geschöpfe deines Schöpfers, da es doch in seiner Todesstunde dich um Hilfe anflehte, nicht nur keinen Beystand geleistet, sondern sogar mit frevelnder Hand die Schmerzen des sterbenden Thieres vervielfältiget, und es mit vermehrter Qual getödtet hast, so soll dir nun dein verdienter Nahme an die Brust geheftet, und du sollst mit fünfzehn Geiselhieben bestraft werden."

Ein anderer Gerichtsdiener hieng ihm hierauf ein schwarzes Blech an die Brust, worauf mit großen, weißen Buchstaben die Worte standen:

Junger Unmensch!

Gott theilt den Thieren manche Lebensfreude mit, und wie könnte der ein guter Mensch seyn, der seine Lust daran fände, sie zu quälen, oder ohne Ursache, und noch dazu auf eine grausame Art zu tödten? Haben wir den Thieren das Leben gegeben? dürfen wir es ihnen, ohne daß wir einen Nutzen davon haben, muthwillig und auf eine grausame Art nehmen? Wer sich über die Angst und den Schmerzen eines Vogels oder auch eines Wurmes freut, der wird gewöhnlich, wenn er erwachsen ist, auch ein Peiniger der Menschheit; denn die Geschichte lehrt, daß alle Tyrannen damit angefangen haben, daß sie in ihrer Jugend grausam gegen unschuldige Thiere waren.

Die

Die schöne Verwendung eines Dukaten.

Otto Frischmann, der dreyzehnjährige Sohn eines Mahlers, bekam für einen Wunsch zum Geburtstage, den er mit vielem Beyfall vorgetragen hatte, von einem seiner reichen Anverwandten einen Dukaten zum Geschenke. Noch nie hatte er so viel Geld beysammen gehabt, das er sich selbst verdiente, und als sein Eigenthum betrachten konnte. Der junge Frischmann war voll Freude. Er überlegte im Taumel der Freude, wie er dieses schöne Stück Geld verwenden wolle. Er berechnete im Geiste, wie viel Obst, Konfekt, Rosinen und andere Näschereyen er sich nach und nach dafür kaufen wollte. „Das soll mir, sagte er, recht gut schmecken. Aber der Dukaten wird nicht ewig währen, der ist bald vernascht, und wenn er vernascht ist, so ist es eben so viel, als wenn ich in meinem Leben keinen Pfennig gehabt hätte.“ Ey! dachte er weiter, „ich kanns ja eintheilen; heute um einen Groschen Mandeln, morgen um einen Groschen Feigen, übermorgen um einen Groschen Datteln u. s. w.; jeden Tag um einen Groschen etwas Anders, und so komme ich über hundert Tage aus.“ Aber sagte er nachdenkend zu sich selber: „Ist der Dukaten einmahl gewechselt, dann hüpfen die Groschen in der Tasche herum, und sind nicht mehr zur Ruhe zu bringen. Wer weiß, habe ich alsdann in acht Tagen noch einen Groschen übrig. Ich verderbe mir wohl gar den Magen, nasche mich krank, und was habe ich wohl davon? Nichts, als daß ich Schmerzen fühle, und meiner guten Mutter Angst und Kosten verursache. „Meiner Mutter? Das gab mir ein guter Geist ein, daß ich jetzt an meine Mutter dachte.“ Nach diesen Worten gieng der Sohn mit schnellen Schritten, ohne sich umzusehen, nach Hause, umarmte seine Mutter, und sag-

te: „Liebe Mutter! hier ist der erste Dukaten, den ich erworben habe, verdient kann ich noch nicht sagen. Sie haben mich 13 Jahre gespeiset, getränket und gekleidet; ich habe mich auch oft viel tausendmahl dafür bedanket, und Ihnen die Hand geküsset. — Gönnen Sie mir nun auch die Freude, daß ich mich Ihnen dankbar erweisen kann. Nehmen Sie den Dukaten zu Ihrem Gebrauche hin. Thun Sie Sich dafür was zu Gute. Es ist Ihnen ja, seitdem der Vater gestorben ist, sauer, blutsauer geworden!"

Der Mutter stürzten vor Freude Thränen aus den Augen, und der Sohn empfand eine Wonne — eine Seligkeit, die er noch nie gefühlt hatte, und die viel tausendmahl größer war, als das Vergnügen, das er sonst empfand, wenn er allerley Naschwerk genoß. Seine Mutter legte diesen Dukaten so gut an, daß er ihr alle Jahre etwas einbrachte, und der dankbare Sohn genoß dafür, so lange sie lebte die Freude, zu sehen, wie sich die Mutter für den Gewinn, den der Dukaten abwarf, erquickte; ja, als sie starb, war der Dukaten wieder sein, den ihm seine Mutter ausdrücklich vor seinen andern Geschwistern vermachte.

Die Dienstfertigkeit des Sohnes giebt dem Vater die Freyheit.

Der Kaufmann Berchtold lebte bey mittelmäßigen Glücksumständen vergnügt und zufrieden. Er war ein Mann nach ächt deutscher Sitte, redlich und bieder, und wurde daher von jedem, der ihn kannte, geschätzt. Doch das Glück ist veränderlich. Berchtold hatte in kurzer Zeit mehrere Unglücksfälle, verlor all das Seinige und kam in den Schuldthurm. Eines Abends gieng sein Sohn, Julius, über den Hauptplatz mit einer Laterne, um ihm eine Suppe in das

Stadt-

Stadtgefängniß zu tragen. Ein Fremder gieng vor ihm, und suchte etwas. Julius fragte: Suchen Sie etwas? Der Fremde: Nicht viel, mein guter Junge! ich habe nur meinen Stock hier fallen lassen, und kann ihn im Finstern nicht finden. Julius war sogleich bemüht, mit der Laterne den Stock zu suchen, und fand ihn auch bald. Der Fremde dankte dem Jüngling und wollte sich entfernen. Allein, Julius bath um die Erlaubniß, ihm nach Hause leuchten zu dürfen. Der Fremde. der ein Großer des sächsischen Hofes war, wurde von der Dienstfertigkeit des Jünglings gerührt, und nahm das Anerbiethen an. Der Fremde fragte Julius, wo er hingehe? Julius: Ich trage meinem Vater eine Suppe nach dem Stadtgefängnisse.

Der Fremde. Nach dem Stadtgefängnisse? Ist dein Vater ein Verbrecher?

Julius. Ach, nein, das ist er nicht, mein guter Vater!

Da sie an der Thüre des Hauses waren, wo de fremde Herr wohnte, bath der Fremde Julius den andern Morgen zu ihm zu kommen. Froh gieng der Soh, seinen Weg, und überreichte dem Vater die Erquickung, ohne ihm von dem Vorgefallenen etwas zu sagen. Am, Morgen des andern Tags gieng Julius zu dem fremden Herrn, welcher zu wissen verlangte, warum sein Vater im Gefängnisse sitze. Julius sagte freymüthig die Ursache der Gefängnißstrafe seines Vaters, und fieng an zu erzählen:

„Mein Vater hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein bedeutendes Vermögen erworben. Eines Abends trug er 500 Thaler in einem leinenen Sacke zu einem Handelsmann unter dem Arme und eine Laterne in der Hand. Ein Unbekannter trat zu ihm, um Licht bey

seiner

seiner Laterne anzuzünden. Ehe sichs der Vater versah, schlug ihm der Unbekannte die Laterne aus der Hand, und nahm ihm das Geld, ohne daß er den Unbekannten und das Geld wieder zu sehen bekam. Gleich nachher wurden einige Bürger, denen er mehrere Tausende vorgestreckt hatte, wegen schlechter Wirthschaft vergandet, und mein Vater erlitt dadurch einen unersetzlichen Schaden, und sein Handel sank. Die jetzigen Zeitumstände, die für den Handel so ungünstig sind, brachten ihn um allen Kredit und hiemit ins Verderben. Er gab sich alle Mühe, empor zu kommen, aber umsonst. Seit acht Tagen sitzt er wegen 100 Thalern, die er dem Bürger N. nicht bezahlen konnte, im Gefängnisse."

Der Fremde. Ist's möglich, daß Menschen so hartherzig seyn können? Wo wohnt der Bürger?

Julius. In der Jerusalemsstrasse Nr. 17. Der Fremde befahl seinem Bedienten in die benannte Strasse hinzugehen, und bey dem Bürger sich zu erkundigen, ob sich die Sache so verhalte, wie der Junge erzählt hatte, und gab ihm zugleich einen Beutel mit 100 Thalern, um dem Bürger, wenn sich die Sache so verhält, das Geld gegen Quittung zu bezahlen. Der Bediente kam mit der Quittung des Bürgers zurück. Der vornehme Fremde überreichte Julius die Quittung mit den Worten: Guter Junge! hier ist die Quittung, händige sie deinem Vater ein, und gieb du ihm die Freyheit."

Julius fiel auf die Knie nieder, und dankte seinem Wohlthäter. Sogleich eilte er dem Gefängnisse zu, und gab dem Vater die Quittung. Was giebst du mir, fragte der Vater? Die Freyheit gebe ich Ihnen, rief Julius, fiel dem Vater um den Hals, und erzählte ihm alles, was sich zwischen ihm und dem fremden Herrn zugetragen hatte. Der Vater überreichte die Quittung

dem

dem Kerkermeister, der sie auf das Stadtgericht trug. In einer Stunde kündigte der Stadtrichter dem Vater die Freyheit an. Der Vater umarmte voll Wonnegefühl seinen Sohn, und rief aus: Deine Dienstfertigkeit gab mir meine Freyheit!

Der edle Lebensretter dreyer ins Wasser Gestürzten.

Noch giebt es Menschen, welche Muth und Edelsinn besitzen für das Leben Anderer, ihr eigenes in Gefahr zu setzen.

Johann Friedrich Blume heißt der edle deutsche Mann, der drey Menschen mit eigener Lebensgefahr dem schrecklichen Tode unter dem Eise entriß.

Am 12. Jan. 1811. fuhren mehrere Einwohner von Potzdam nach dem Dorfe Sarcow auf Schlitten. Bey dieser Gesellschaft befand sich unter andern die 19jährige Tochter eines Schlossermeisters, der Huffschmidt Müller, seine Gattinn und seine 10jährige Tochter, ein Tuchweber, ein Apothekers-Gehülfe, ein Seilermeister und Bräutigam der Schlosserstochter, und der Handlungsdiener Blume. Diese ganze Gesellschaft kehrte im Wirthshause zu Sarcow ein, und beschloß auf Stuhlschlitten sich fahren zu lassen. Die zwey Mädchen setzten sich zusammen auf einen Schlitten, und der Tuchweber fuhr beyde. Unvorsichtig nahte er sich mit dem vor sich hinstossenden Schlitten einer Eisblase, oder einer nur schwach zugefrornen Stelle, und sank mit beyden Mädchen in die Fluth der Havel. Ihm am nächsten befand sich der Seilermeister. Dieser schob ihm einen Stuhlschlitten zu, an dem er sich festhaltend heraushalf. Nun eilte der Seilermeister wieder an den Rand der offenen Stelle und faßte seine Braut, die Schlosserstochter bey der Hand, um auch sie zu retten. Aber

es gelang nicht, und er selbst stürzte in die Fluth. Ihm stand der Handlungsdiener Blume nahe. Rasch eilte er herbey zur Rettung. Aber auch er stürzte im Bestreben die Unglücklichen zu retten, durch das borstende Eis in die Oeffnung. Schnell war er besonnen, ergriff den sinkenden Seilermeister, und schwamm mit ihm zum nahen Eise, und mit der größten Anstrengung brachte er sich und diesen auf die Oberfläche des Eises. Noch kämpfte die 19jährige Schlosserstochter, die Braut mit dem Tode. An die 10jährige Schmidtstochter dachte er in der Verwirrung gar nicht. Blume, der edle Mann, sprang sogleich wieder vom Eise in das Wasser, und schwamm zu der Schlosserstochter, welche der Strom schon eine Strecke fortgetrieben hatte, und rettete sie. Der Bräutigam trug die scheinbar Entseelte auf seinen Armen ins Wirthshaus. Jetzt erst wurde an das 10jährige Mädchen gedacht. Die Mutter desselben rang jammernd die Hände. Der edle Blume achtete nicht seiner erschöpften Kräfte, und sprang zum dritten Mahle in Gottes Nahmen in das Wasser, und suchte die Verlorne. Sie war schon unter dem Eise hinweggeschwemmt, als er sie bey einem Stück Kleide ergriff, sie rettete, und sich selbst wieder auf das Eis schwang. Matt und erschöpft wurde er von dem Eise weggeführt. Unterdessen trug man die kleine Entseelte ins Wirthshaus, aber leider behandelte man die beyden ertrunkenen Mädchen anfangs nicht zweckmäßig. Aus Unbesonnenheit oder Verwirrung brachte man sie in ein warmes Zimmer. Sie erholten sich zwar durch die Hülfe der herbeygerufenen Aerzte; allein die Folge war, daß die 19jährige Schlosserstochter in der Nacht, vermuthlich, am Schlage starb. Das 10jährige Mädchen erholte sich erst nach einer zweystündigen, zweckmäßigen Be-

handlung. Der edle Blume verbath sich bey der Aufnahme des gerichtlichen Protokolls nicht nur jede Belohnung, sondern auch jede Belobung. „Denn", setzte er die schönen Worte hinzu: „ich habe nur gethan, was Christenpflicht und Menschheit geboth."

Brave deutsche Jünglinge! die ihr dieses leset, ist es nicht auch euer Wunsch, unter ähnlichen Umständen ein Gleiches thun zu können? Wohlan! rüstet euch aus mit Muth und Edelsinn; rüstet euch aus mit der dazu nöthigen Geschicklichkeit! Aber auch Vorsichtigkeit lehre euch dieses traurige Beyspiel. Wenn ihr euch ein Vergnügen macht, das mit Lebensgefahr verbunden ist, denket euch lebhaft die Rechenschaft vor Gott, die ihr ablegen müßt, wenn ihr aus Leichtsinn euer Leben aufs Spiel setzet.

Wie viel Thränen der Freude und des Dankes, edler Blume, werden geweint seyn, wie mag dir das Herz der Geretteten entgegen schlagen! *)

Der deutsche Jüngling.

Ich bin ein deutscher Jüngling,
Und fühle, daß ichs bin!
In meiner Seele reget
Sich ein ächt deutscher Sinn.
Es lächelt mir auf weiter Flur,
Im deutschen Lande die Natur.
Ich bin ein deutscher Jüngling,
Und fühle, daß ichs bin.

Ich

*) Nach einiger Zeit hat dieser Blume von Sr. Majestät dem Könige v. Preußen für die schöne That das Ehrenzeichen zweyter Klasse erhalten.

Ich bin ein deutscher Jüngling,
Der Vater Heldenblut,
Rollt noch in meinen Adern,
Und giebt mir hohen Muth.
Mein Lebenstag sey stets geweiht
Dem Biedersinn, der Redlichkeit!
Ich bin ein deutscher Jüngling,
Beseelt von Kraft und Muth!

Ich bin ein deutscher Jüngling,
Ha! stolz bin ich darauf,
Zu führen diesen Nahmen!
Es kann kein Zeitenlauf
Den edlen, deutschen Geist verwehn,
Die Nachwelt wird noch Thaten sehn.
Ich bin ein deutscher Jüngling,
Und stolz bin ich darauf.

Ich bin ein deutscher Jüngling,
Das deutsche Vaterland
Sey stets mir hochgesegnet,
Ihm weih ich Herz und Hand!
Und wenn die Welt in Stücken bricht,
Der deutsche Jüngling bebet nicht!
Ich bin ein deutscher Jüngling,
Heil meinem Vaterland.

Zweyte Abtheilung.

Menschenkunde.

I.

Der Mensch in Beziehung auf den Leib.

Im ganzen Reiche der Natur ist der Mensch das vorzüglichste Geschöpf Gottes. Er verdient es, daß man seine Vorzüge darstelle, und ihn nach seiner Würde ehre.

Nicht oft genug, theuren Jünglinge! könnet ihr an die hohe Würde, womit ihr als Menschen begabt seyd, erinnert werden. Denn es giebt manchen unter euch, der im Taumel jugendlicher Zerstreuung die Vorzüge seiner Natur vergißt, und nie an seine erhabene Bestimmung denkt. Das Jünglingsalter ist die Blüthezeit des Menschen. Der Jüngling, der seine Würde und Größe als Mensch fühlt und erkennt, wird auch die Blüthe seines jugendlichen Alters nicht vor der Zeit in sich selber zerstören, und sie durch sinnliche und thierische Ausschweifungen schänden.

Wir wollen nun jene Vorzüge aufsuchen, welche den Menschen zu den würdigsten und größten Geschöpfe der Natur erheben.

1.

Die aufrechte Stellung.

Der Mensch zeichnet sich durch seine aufrechte Stellung vor allen lebenden Wesen auf dieser Erde aus.

Die

Die Vortheile, die ihm die aufrechte Stellung darbiethet, können wir nicht verkennen. Ohne Mühe kann er durch sie die Gegenstände überschauen, und schnell und leicht jeder drohenden Gefahr entfliehen. Aufrecht stehend auf seinen Füssen kann er jeder Gewalt Widerstand leisten, und sich gegen die Anfälle stärkerer Geschöpfe vertheidigen, welches er nicht könnte, wenn er, wie vierfüssige Thiere einhergehen würde. Aufgerichtet kann er seinen Blick zum Himmel erheben, den Schöpfer in seinen Werken bewundern, und seine eigene höhere Bestimmung ahnen. Durch diese körperliche Haltung kündigt er sich auch gleichsam als Herr und Gebiether aller Thiere an, und flößt ihnen Furcht und Gehorsam ein.

2.

Die Stirne.

Hoch am Haupte, als dem obersten Theile des Leibes hat der Schöpfer die Stirne angebracht. Ihre runde Wölbung, worinn das Gehirn verwahrt ist, giebt dem Kopf eine Schönheit und Festigkeit, die ihn über alle Thiere erhebet, und einen hohen, denkenden Geist verräth. Wie sehr ziert eine offene, heitere Stirne das Antlitz des Menschen! Ihre Festigkeit dient dem Gehirn zum Schutze, damit es nicht so leicht verletzt werden kann, denn man hat Beyspiele, daß Menschen, die durch die Verletzung des Gehirns entweder alles, oder das Meiste von dem, was sie wußten, vergessen hatten. Es ist gleichsam eine Schreibtafel, wo alles Vergangene und Geschehene aufgezeichnet ist. Aus dem Gehirn entspringen auch die Nerven, welche Bändel von zarten Fäßerchen sind, die sich in die Augen, Ohren, Nase, Zunge hinziehen und im ganzen Körper verbreiten, damit der Mensch sehen, hören, riechen,

schmecken und fühlen kann. Wie weise war es nicht, daß der Schöpfer das Gehirn, diesen edlen Theil des Leibes, mit einer festen, schönen und runden Wölbung der Stirne umgab, die bey weiten kein so sicheres Verwahrungsmittel wäre, wenn sie kögelförmig oder platt gestaltet seyn würde, wie sie bey den Thieren ist.

3.
Die Augen.

Unter dem Gewölbe der Stirne glänzen die Augen hervor, womit der Mensch in die Nähe und Ferne nach allen Seiten hinblicken kann. Diese kostbaren Werkzeuge des Sehens sind durch bewegliche Decken, die man Augenlieder heißt, geschützt, die sich bald öffnen, bald schließen, je nachdem es die Umstände erfodern. Auch von Oben herum werden sie von Augenbraunen, dieser schönen Zierde des menschlichen Antlitz, beschützt, daß nichts hineinfalle, und dieselben beschädige. Das Vorzüglichste des Auges ist der sogenannte Augapfel. Er gleicht einer Kugel, oder wenn man will, einem Apfel, und ist aus verschiedenen Häuten zusammen gesetzt, die viele Feuchtigkeiten in sich fassen. Trocknen die Feuchtigkeiten durch einen Zufall aus, so verliert der Mensch das Augenlicht. Die Augen sind ein treuer Spiegel, worin man deutlich den inneren Zustand des Menschen wahrnehmen kann. Wie leicht erkennt man in dem Auge eines Menschen, ob er vergnügt oder traurig, zornig oder sanftmüthig, ruhig oder bestürzt sey. Das Auge ergötzt uns durch die Darstellung tausenderley schöner Gestalten — wie entzückt uns nicht eine blumigte Wiese, ein grünendes Saatfeld — wie reizend ist unserm Auge eine ausgebreitete Fläche mit Eis und Schnee bedeckt und vom Glanze der Sonne

bescheint — welch angenehmes Gefühl erregt in uns der Anblick des sternenvollen Himmels in einer wolkenlosen Mitternacht — welch ein rührendes Schauspiel gewährt der Auf- und Untergang der Sonne zu allen Jahreszeiten! Wer mag sie schildern die Wonne und Freude, die dem Menschen aus den drey Reichen der Natur durch das Auge zu theil wird. Weit über alle Augen der Thiere ist das Auge des Menschen erhaben. Es mögen die Augen des Adlers schärfer sehen, aber er braucht sie nur für Gegenstände, die seine körperlichen Bedürfnisse stillen; hingegen die Augen des Menschen reichen in die Höhen des Himmels, um da die Sterne zu erforschen, wohin sich das schärfste Auge des Thieres nie erhebt. Auch hat das Auge des Thieres keine Empfindung für Ordnung und Schönheit und Ebenmaß. Nur sinnlicher Genuß ist der Zweck seines Gesichts. Noch ein Vorzug des menschlichen Auges darf nicht vergessen werden — die Thränen. Nur ein Mensch, aber nicht ein Thier kann Thränen weinen. Durch Thränen kann der Mensch seine Schmerzen lindern, und seine Leiden darstellen; durch Thränen kann er andere zur Theilnahme erwecken, und sie zur Hilfleistung empfänglicher machen. Dieß kann kein Thier. Am wohlthätigsten wird uns das Licht der Augen erst dann, wenn wir an Brüder denken, die dessen ganz beraubt sind. Ein blinder Mann, ein armer Mann! Jünglinge! erzeuget einem Blinden eure brüderliche Hilfe, wie ihr nur immer könnet; weihet einem solchen Unglücklichen eure Theilnahme, und denket, für ihn scheint keine Sonne mehr, für ihn leuchtet kein Stern mehr, für ihn blüht keine Blume mehr, und für ihn ist die ganze herrliche Schöpfung Gottes so gut, als wäre sie nicht mehr. Seyd, durch thätige Hilfe gegen Blinde eurem

Schöpfer für das Geschenk gesunder Augen dankbar!

4.

Die Ohren.

So wie die Augen eine wohlthätige Gabe des Schöpfers sind, so sind es auch die Ohren. Durch sie wird zum Theil das Ebenmaß und die Schönheit des menschlichen Angesichts erhalten. Die äußern Hauptbestandtheile des Ohres sind der Knorpel, Gehörgang und das Trommelfell. Tief im Innern des Hauptes legte die Weisheit des Schöpfers die Werkzeuge des Gehörs. Das Gehör ist ein vorzügliches Band der Geselligkeit und ein wichtiges Mittel unserer Vervollkommnung. Ohne Gehör würden wir nicht so weit in der Bildung unsers Geistes und Herzens vorgerückt seyn, wodurch wir uns so sichtbar über alle lebende Geschöpfe erheben. Tausend Vergnügungen, die uns durch den Zauber der Musik zu Theil werden, müßten wir ohne Gehör entbehren. Es ist wahr, daß es Thiere giebt, die uns an Gehör übertreffen, der Hase und der Maulwurf haben ein feineres Gehör als die Menschen, aber das feinste Gehör des Thieres ist unempfindlich gegen den Reitz begeisternder Gesänge und gegen liebliche Töne der Musik, die nur der Mensch zu empfinden fähig ist. Aber es giebt Menschen, die ohne Gehör gebohren sind, oder es durch Zufall verloren haben. — Jünglinge! habet Mitleiden mit Gehörlosen und Tauben, denket, sie sind Unglückliche. Welche Freuden und Genüsse sind einem Tauben versagt! Er vernimmt nicht die schönen Melodien des Gesanges, den Reitz der Musik und die tröstende Stimme des Freundes. Ein tauber Mensch ist gewöhnlich mürrisch und höchst argwöhnisch.

Spre-

Sprechen zwey oder mehrere Personen mit einander; und sehen sie aus Zufall einmahl oder öfters den Tauben an, so meynt er schon, sie sprechen von ihm; wobey er unwillig und zornig wird. Die Taubgebohrnen sind gewöhnlich auch stumm, oder sprachlos. Wegen dieses Umstandes verdienen die Tauben unser Mitleiden in einem noch höhern Grade. Durch Nachdenken und viele Mühe ist es weisen Männern gelungen, Mittel zu erfinden, womit man sich diesen Unglücklicheu verständlich machen kann. Es sind in mehreren großen Städten, als in Wien, Berlin, Paris, Leipzig und München Anstalten errichtet worden, worin die Taubstummen in den nöthigsten Kenntnissen und Fertigkeiten unterrichtet werden. Sie erhalten Anleitung im Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Mahlen, Nähen, Stricken u. s. w. Die Männer, welche sich dem schweren Geschäfte des Unterrichts und der Bildung der Taubstummen unterziehen, verdienen hohe Achtung. Zu diesen zähle ich den würdigen Weltpriester Bernhard Ernstorfer aus Landshut in Baiern, welcher schon beynahe 20 Jahre der Taubstummen-Anstalt in München, die aber itzt nach Freysing versetzt wurde, vorsteht. Der Himmel lohne reichlich seine Bemühung, Geduld und Ausharrung, mit der er sich der jungen unglücklichen Menschheit hingiebt.

6.

Der Mund.

Eine ganz vorzügliche Zierde des Menschen ist der Mund mit scharlachrothen Lippen, der an Anmuth durch das blendende Weiße der Zähne noch mehr gewinnt. Innerhalb des Mundes ist der Gaumen und die Zunge angebracht, die die Werkzeuge des Geschmackes

 sind.

sind. Die Zunge ist das Hauptwerkzeug des Geschmacks, und mit zahllosen Wärzchen gleichsam übersäet. Ohne diese würden wir mit der Zunge nicht schmecken können. Daher kömmt es, daß diejenigen Menschen, dessen Zunge und Gaumen unrein und mit Schleim überzogen sind, keinen Appetit fühlen. Auch wird der Geschmack geschwächt, wenn die Wärzchen durch den Genuß heißer Speisen verbrannt sind. Sonderbar ist es, daß es Dinge giebt, die häßlich riechen, und angenehm schmecken, z. B. der Käs und das Wildpret, hingegen giebt es Dinge, die lieblich riechen und gar nicht schmecken, z. B. die Rose, die Nelke, und wieder andere, die schmecken aber gar nicht riechen, z. B. das Kochsalz. Auch am Geschmack übertrifft der Mensch das Thier, welches nur solche Nahrungsmittel zu sich nimmt, welche ihm schmecken. Der Mensch versucht allerley Nahrungsmittel zu nehmen. Er bringt Dinge auf die Zunge, die äußerst bitter oder übel schmecken, und gewöhnt sich auch daran; da hingegen das Thier eher vor Hunger sterben, als Dinge fressen würde, die seinem Geschmacke zuwider sind.

7.
Die Nase.

Oberhalb des Mundes ist die Nase, das Werkzeug des Geruchs befestigt. Sie ist durch einen erhabenen Knochen gebildet, der den doppelten Gang der Nasenhöhle bedeckt, um theils das Angesicht zu verschönern, theils die Geruchswerkzeuge zu schützen, die eine große Wohlthat des Schöpfers sind. Wir würden ohne Geruch verpestende Dünste einathmen, und unsere Säfte damit vergiften. Doch übertreffen uns auch einige Thiere an der Schärfe des Geruchs. Der Hund und

der

der Geyer riechen das Wild und das Aas weiter als der Mensch. Aber wie tief steht doch auch hierinn das Thier unter dem Menschen. Wie viele tausend Wohlgerüche athmet der Mensch ein, wofür das Thier keinen Sinn hat. Wie sehr vergnügt uns der Duft der Rose, Lilie, Nelke, bey denen das Thier empfindungslos vorbey geht. Kein Thier fühlt Freude und Vergnügen an Wohlgerüchen, auch das edelste nicht.

8.
Die Hände und Füsse.

Unter die Vorzüge, wodurch sich der Mensch vor dem Thiere so sehr auszeichnet, gehören die Hände und Füsse. Sie sind die vorzüglicheren Theile des Gefühls, welches zwar in unserm ganzen Körper verbreitet, aber sich an Händen und Füssen, besonders in den Fingerspitzen am stärksten äußert. Ohne Gefühl wäre unser Leben höchst traurig und genußlos. Welch ein vortreffliches Werkzeug ist die Hand des Menschen in Verbindung mit Arm und Fingern. Sie schmiegt sich an Alles, sie dreht sich um Alles, und legt sich in die Fläche. Sie dienet zu verschiedenen Werkzeugen, bald wird sie als Hammer, bald als Zange, bald als Ambos, bald als Schaufel, Trinkgeschirr, und Eßlöffel gebraucht. Alles kann der Mensch mit der Hand, von Arm und Fingern unterstützt, machen. Wer bewundert nicht die kunstreichen Gewebe von Spitzen, die trefflichen Zeichnungen und Gemälde, die tausend rädrigen Maschinen, welche die menschliche Hand hervorgebracht hat. Wer erstaunt nicht über die Kraft der Hand, wenn sie die stärksten Thiere bändigt, die höchsten Bäume zu Boden stürzt und die dicksten Marmorfelsen zersplittert! In der That, die Hand des Menschen in Verbindung mit

dem Arme ist ein herrlicher Theil des menschlichen Leibes. Kein Thier ist im Stande mit seinen Vorder- und Hinderfüssen so wunderähnliche Dinge hervorzubringen. Die Füsse dienen dem Menschen als zwey Säulen seines Leibes, den sie tragen sollen. Steht der Mensch aufrecht auf seinen beyden Füssen, so kann er mit den Händen allen Widerstand leisten, und mit Schnelligkeit sich nach allen Seiten bewegen. Ein Thier, welches auf allen Vieren einher schreitet, ist einer so vielseitigen Bewegung nicht fähig. Die Gelenkigkeit und Kraft, die in den Füssen des Menschen liegt, bewundern wir oft an denjenigen, die im Springen und Tanzen einen hohen Grad von Fertigkeit erlangt haben, und sich in ihrer Kunst dem Publikum darstellen.

9.

Die Knochen.

Außer den Händen und Füssen giebt es noch eine Menge feste und harte Theile des menschlichen Leibes, die man Knochen nennt. Sie sind gleichsam die Balken oder das Sparrwerk des ganzen Körpers, und dienen zum Schutz und Verwahrung der edleren Theile. Wie mancher Hieb nach dem Kopf wäre tödlich, wenn nicht die gewölbte Schale die Verletzung des Gehirns oft verhüten könnte. Wie mancher Degen ist an dem Brustbeine oder den Ribben abgeglitten, der sonst das Herz würde durchbohrt haben; wie manches Kind würde sich im Fallen das Gehirn zerschmettert haben, wenn nicht die Knochen des Haupts so hart und fest wären! Die Zusammensetzung der Knochen verdient unsere ganze Aufmerksamkeit. Sie bestehen nicht aus einem Stücke, sondern sind in Gelenke abgetheilt. Ohne diese Gelenke würde der Körper ganz steif stehen, und keiner der Bewegun-

wegungen fähig seyn, die ihm zu seinem Zwecke erfoderlich sind. Wären z. B. am Arme keine Gelenke, so könnte man ihn nicht einbiegen, nicht ausstrecken, nicht aufheben und sinken lassen. Die Knochen sind mit einander fest verbunden, und nicht etwa wie die Sparren eines Dachstuhls angefügt sind, sondern sie sind theils eingelenkt, und theils durch Knorpel und Flechsen, theils durch Häute und Fleisch mit einander verbunden. Die grössern und stärkern Knochen sind keine dichten Beinmassen, sondern inwendig hohl, wie Röhren. Die kleinern Knochen bestehen aus dünnen Beinblättchen, die einer festen Pappe, welches aus vielen Blättern Papier zusammen gesetzt ist, ähnlich sind. Diese Gestaltung der grössern und kleinern Knochen ist von dem Schöpfer weislich geschehen, denn wären die Knochen dichte Beinmassen, so würde jede Bewegung plump und schwerfällig, und der Körper beym Arbeiten bald ermüdet seyn. Wenn eine Maschine nicht bisweilen mit Fett oder Oehl eingeschmiert würde, so geriethe sie, wie man an Wagenrädern, Uhren rc. bemerkt, ins Stocken. Eben so würden die Bewegungen der Knochenmaschine des Menschen gestört werden, wenn nicht der Schöpfer auf eine wunderbare Weise in die Knorpel ein Häutchen mit Drüsen gefügt hätte, die einen öhligten Saft bereiten, wodurch die Gelenke in Geschmeidigkeit erhalten werden. Wie unverkennbar sind an dem Knochenbau des Menschen die Spuren der Weisheit Gottes!

10.

Die Verdauung.

Die Verdauung der Speisen trägt viel zum frohen Lebensgenuße bey. Ist die Verdauung nicht regelmäßig, so ist der Mensch nicht gesund, und ohne Gesundheit

hat

hat das Leben keinen Reitz. Die Speisen, die der Mensch zu sich nimmt, müssen in dem Munde wohl gekaut, und im Magen gut verdaut werden. Die vornehmsten Werkzeuge des Kauens sind die Zähne. Bey den Erwachsenen zählt man 32; hiemit in der obern Kinnlade 16 und eben so viel in der untern. Der Schöpfer hat sie weder zu stumpf gebildet, daß sie zum Kauen unbequem wären, noch zu scharf, daß während des Kauens die Zunge könnte beschädigt werden. Was nun die Zähne zerkauen, das hilft die Zunge unter einander rühren, damit alle Theile der Speise in dem Munde zu einer Art von Brey zermahlmelt werden, und dann durch den Schlund in den Magen kommen, wo das Hauptgeschäft der Verdauung anfängt. Die Verdauung geschieht durch die Bewegung, durch die Wärme, durch die Luft und durch den Saft des Magens. Auf diese vierfache Weise werden die Speisen in dem Magen in Nahrungssaft verwandelt, der den menschlichen Körper nährt, erhält und stärkt. Die Ueberladung des Magens hat sehr schädliche Folgen. Zu viel genossene Speisen erregen gewöhnlich Aufstossen, Erbrechen und Kopfweh, und gehen schlecht verdaut in die Gedärme über. Aus schlecht verdauten Speisen aber entsteht ein schlechter Nahrungssaft, und der schlechte Nahrungssaft erzeugt Fieber, und Leibesschwäche und Auszehrung.

11.

Der Umlauf des Bluts.

Aus dem Nahrungssaft wird auch das Blut zubereitet, das eigentlich dem Menschen das Leben erhält, und nach allen Theilen des Körpers läuft. Der Umlauf des Bluts wird durch das Herz befördert, welches eine fleischichte Maschine ist, deren Figur wir alle ken-

kennen. Das Herz wird in zwey Behältnisse, die man Herzkammern nennt, abgetheilt. Mit dem Herzen verbinden sich vier große Adern, zwey davon leiten das Blut aus dem Herzen ab, zwey aber führen es wieder dahin. Das Herz treibt die ganze Blutmasse von 55 Pfund in weniger Zeit als eine Sekunde durch einen Raum von dreyen Schuhen oder wenn das Blut in gerader Linie fortströmte, so würde es in weniger als einer Minute eine Strecke von einer viertel Stunde durchlaufen. Welch erstaunliches Triebwerk, das alle künstliche Maschinen der Menschen übertrifft, und das seine eigene Bewegung selbst durch seine Kraft verrichtet! Das Herz schlägt bey einem gesunden Menschen in einer Minute beyläufig 70 Mahl, in einer Stunde 4200 Mahl, in einem Tage 100800 Mahl, in einem Jahre 36792000 Mahl. Welch eine unübertreffliche Thätigkeit, die 50, oft sogar 100 Jahre ohne Zuthun einer Menschhand fortgesetzt wird! Welche weise Hand hat dem Herzen diese Thätigkeit gegeben? Lieber Jüngling! Wie könntest du sie verkennen? Es ist ja die Hand des unendlich weisen Gottes, die du anbethend küssen sollst!

12.

Das Athemhohlen.

Das Ein- und Ausathmen ist der Anfang und das Ende des menschlichen Lebens. Mit jenem beginnt der Mensch sein Leben, mit diesem endigt er es. Der Mensch, und nur der ist im Stande den Athem eine zeitlang einzuhalten, damit er, wenn ihm schädliche Dünste an einem Orte umgeben, verhütten kann, daß keine faule, ansteckende Luft in seine Lunge komme. Das Werkzeug des Athemhohlens ist die Lunge. Sie ist die künstliche Werkstätte, worin der Nahrungssaft in das

Blut verwandelt wird. Sie liegt in der Brusthöhle, und besteht aus einem schwammigten Wesen, das mit einer unendlichen Menge kleiner Blutgefäße durchzogen ist. Werden diese Blutgefäße durch zu schnelles und gewaltiges Anhäufen des Bluts zerrissen, so fängt die Lunge an zu eitern. Aus dieser Eiterung entsteht sodann, wenn nicht frühezeitig Hilfe geleistet wird, die Lungensucht. Diese gewaltige Anhäufung des Bluts wird entweder durch heftige Bewegungen, als Laufen, Springen, Tanzen, oder durch den Genuß starker und erhitzender Getränke verursacht. Jungen Personen, die vorzüglich ihre Beschäftigungen sitzend und im Zimmer eingeschlossen, verrichten, sind Branntwein, Liqueurs u. s. w. höchst schädlich. Wer sich hierin, während seiner Jugendjahre, Uebermaß erlaubt, stürzt sich selbst frühezeitig ins Grab. Durch das Athmen ziehen wir die äußere Luft in die Lunge ein, und stossen sogleich die eingeathmete Luft wieder heraus. Ist nun die äußere Luft mit vielen der Gesundheit schädlichen Dünsten angefüllt, so athmen wir sie ein, die sodann den Nahrungssaft und das Blut, wovon die Lunge voll ist, vergiften und anstecken. Auf diese Weise entstehen auch fast alle ansteckenden Krankheiten und Seuchen. Um nicht von schädlichen Dünsten, die in der Luft schweben, angesteckt zu werden, ist nothwendig, daß täglich in den Häusern die Luft durch Räuchern gereinigt werde. Durch das Einathmen der Luft wird auch das Blut in der Lunge abgekühlt. Diese Abkühlung ist zum Leben zwar nothwendig, doch darf die Kälte der Luft nicht zu groß seyn; denn wäre die Luft zu kalt, so bekäme das Blut eine zu große Dichtigkeit und könnte nicht mehr in die kleinen Gefäße der Lunge eindringen. Hieraus entstünden Verstopfungen in der Lunge, und aus den Verstopfun-

stopfungen giengen Geschwüre hervor, die eine ganze Vereiterung in der Lunge erzeugen, und den Tod nach sich ziehen würden. Daher ist das kalte Trinken, besonders wenn das Blut durch heftige Bewegungen sehr erhitzt ist, der Gesundheit höchst schädlich; indem durch die Kälte des Getränks die Luft, die in die Lunge eindringt, zu kalt, und das Blut zu dicht wird, um sich in den zarten Blutgefäßen zu verbreiten. Werden nun die Blutgefäße verstopft, so entstehen Geschwüre in der Lunge. Gehen die Geschwüre auf, so setzt sich gewöhnlich Vereiterung in der Lunge an. Verhärten sich aber diese Geschwüre, so erfolgt Verhärtung der Lunge. Beydes aber, sowohl die Lungenvereiterung, als Lungenverhärtung verursachen Auszehrung und einen schmerzhaften Tod. Jüngling! sey vorsichtig und mäßig im Genuße geistiger und Blut erhitzender Getränke, um nicht in der Blüthe deines Alters eines schmerzhaften Todes sterben zu müssen.

13.
Die Stimme.

So wie die Lunge zum Athemhohlen unentbehrlich ist, so ist die Luftröhre, die sich durch den Hals bis in den Schlund erstreckt, das Werkzeug der Stimme. Die Stimme ist ein Schall, welcher entsteht, wenn die Luft durch eine enge Oeffnung getrieben wird. Bey der Luftröhre befindet sich eine solche enge Oeffnung. Es muß daher, wenn die Luft schnell herausgetrieben wird ein Schall erfolgen. Je stärker die Luftröhre zusammengezogen wird, desto höher ist auch der Ton, welcher hervorgebracht wird. Erweitert man hingegen die Luftröhre, so wird der Ton leise. Man weiß aus der Erfahrung, daß die Stimme des Menschen zwölf ganze

Töne

Töne fassen kann. Es muß also die Luftröhre in zwölf gleiche Theile abgetheilt werden können, um diese zwölf Töne hervorzubringen.

Man hat auch bemerkt, daß sich bey den meisten Menschen die Stimme gegen das vierzehnte Lebensjahr ändert, und gemeiniglich tiefer wird. Dieß kömmt ebenfalls von der Erweiterung der Luftröhre her; denn um das vierzehnte Jahr ist der Wachsthum am stärksten, also muß sich auch die Luftröhre erweitern. Bewunderungswürdig ist auch die weise Einrichtung, daß ein jeder Mensch, so wie er eine andere Gesichtsbildung, also auch eine andere besondere Stimme hat, wodurch er sich von andern Menschen unterscheidet. Wie unannehmlich und widrig würde es seyn, wenn ein Mensch, wie der andere in dem nähmlichen Tone spräche.

14.
Die Sprache.

Die Thiere haben auch eine Stimme, aber keine Sprache. Wenn der Ochs brüllt, das Schaf blöckt und der Hund bellt, so hört man zwar eine Stimme, die aber nicht so vernehmlich ist, wie die Worte, die der Mensch spricht. Es giebt einige Thiere, die man abrichten kann, Worte auszusprechen. Besonders geschickt dazu sind die Raben, Staare und Papageyen. Und doch ist ein großer Unterschied zwischen dem Geplauder eines Staars oder Papageys und zwischen den Worten eines Menschen. Wenn ein Staar oder Papagey die Worte gelernt hat: Es lebe der König, so hört man von ihm diese Worte bey jeder Gelegenheit sagen. Kommt die Magd in das Zimmer, so sagt er: Es lebe der König! Hungert ihn, so ruft er: Es lebe der König. Der Mensch kann den ganzen Tag sprechen, und

immer etwas anders, und versteht das, was er redet; das Thier hingegen kann nur jene wenigen Worte sprechen, die man ihm mit vieler Mühe beygebracht hat, und versteht nicht, was es spricht.

Die Sprache des Menschen ist ein großer Vorzug vor den Thieren, ein herrliches Geschenk Gottes — so herrlich als die Vernunft selbst ist; denn die Vernunft ohne Sprache wäre dem Menschen nur eine Plage. In welche unangenehme Verlegenheit wird ein Mensch gesetzt, wenn er andern etwas mittheilen oder erklären will, und hiezu die passenden Worte und Ausdrücke nicht findet. Ohne Sprache müßte das gesellige Leben aufhören, und eine Stockung aller menschlichen Geschäfte entstehen, Nur durch die Sprache können wir das, was wir empfinden, bedürfen und verlangen, anschaulich darstellen. Durch die Kraft und Schönheit der Sprache sind wir auch im Stande, Herzen zu fesseln und zu leiten, Leidenschaften zu dämpfen und zu erregen. Jüngling! bilde deine Sprache. Eine gebildete Sprache ist das sicherste Zeichen eines gebildeten Menschen. Eine reine, angenehme Sprache ist einer der schönsten Empfehlungsbriefe auf dem Wege deines Lebens.

II.

Der Mensch in Beziehung auf die Seele.

I.

Das Daseyn der menschlichen Seele.

Den Leib bewohnt ein weit vortrefflicheres Wesen, als er selbst ist — ein Wesen, das unsichtbar, unkörperlich

lich und unsterblich ist. Ein inneres Gefühl, das wir von andern Dingen, die außer uns sind, haben, lehrt uns, daß ein Wesen in uns seyn muß, das vom Leibe ganz verschieden ist. Du sprichst vielleicht, guter Jüngling! „Ich sehe die Seele nicht, also ist sie auch nicht da.“ Du siehst ja auch dein Herz nicht, das unter deiner Brust schlägt, wirst du wohl sagen? „Ich habe kein Herz, weil ich es nicht sehe.“ Wenn du es nicht siehest, so fühlst du es doch. Es giebt viele Dinge, die man nicht sieht, und doch vorhanden sind. Es weht dich ein Lüftchen an, du siehst es nicht, und kannst es auch nicht sehen, und du weißt es doch gewiß, das es da ist. Die Wirkung, die es am Leibe hervorbringt, sagt dir, daß ein Lüftchen weht, wenn du es auch nicht siehst. So ist auch die Seele in unserm Leibe. Sehen wir sie auch nicht, so fühlen wir doch ihre Wirkung; denn die Seele ist etwas ganz verschiedenes von dem Leibe.

2.

Die Verschiedenheit der menschlichen Seele und des Leibes.

Die Seele ist ganz etwas vom Leibe Verschiedenes. Wenn wir essen wollen, so ist es doch offenbar, daß es nicht der ganze Körper ist, der Speise verlangt, denn was bekümmert sich der Fuß oder Arm um die Speise. Doch aber könnte es der Magen oder Mund seyn, die Speise verlangen? Auch diese sind es nicht. Der Magen weiß nichts von einer Speise, unterscheidet keine vor der andern, und läßt sich eben so gut Gift als Zucker reichen. Eben so wenig weiß der Mund von Speise und Trank, als das Brodmesser vom Brode. Ist es nun der Magen nicht, der sich nicht weigert Gift oder Zucker zu nehmen, und ist es auch der Mund nicht, der diese Speise begehrt, und jene verabscheut, so muß doch

etwas

etwas anders im menschlichen Leibe seyn, das ganz von den Theilen des Leibes verschieden ist, und dieses ist — die Seele. Die Seele ist nichts körperliches — sie ist ein geistiges Wesen, und nicht an Körper gefesset.

3.

Die Unabhängigkeit der menschlichen Seele von dem Leibe.

Der Mensch kann vermittels seiner Seele handeln, ohne daß er dazu vom Leibe bestimmt wird. Er kann z. B. essen, ohne daß ihn hungert. Dieß kann kein Thier. Es fastet nicht, wenn es hungert, und es fällt ihm nicht ein, zu fressen, wenn es nicht hungert. Der Mensch bricht sich oft vorsetzlich den Schlaf. Dieß bemerkt man an keinem Thiere. Es schläft, wenn es die Müdigkeit des Körpers erfodert. Dieß beweiset, daß das Thier dem Triebe des Körpers folgt, und nicht so frey und unabhängig handelt, wie der Mensch. Jüngling! sey nicht dem Thiere gleich, und beherrsche deine Triebe. Ueberlege, daß deine Seele von dem Leibe unabhängig, und sich über alle lebende Geschöpfe erheben könne.

4.

Die Vernunft der menschlichen Seele.

Die Vernunft ist das edelste Geschenk, womit der allgütige Schöpfer die menschliche Seele geschmückt hat. Gott gab die Vernunft dem Menschen als Ersatz für die schärferen Sinne und wunderähnlichen Kunsttriebe der Thiere, und setzte ihn dadurch zum Herrn und Gebieter aller lebenden Wesen auf Erden ein.

Die Vernunft des Menschen äußert sich besonders in Erfindung und Vervollkommnung neuer Dinge. Die Menschen vervollkommnen ihre erfun-

denen

denen Werke. Dieß kann kein Thier, weil es vernunftlos ist. Ein Finkenneſt, ein Spinngewebe, sind so künſtliche Dinge, daß es keine Menschenhand wagen darf, sie nachzumachen. Aber diese künſtlich scheinende Dinge sind doch nur einförmig, und bleiben immer in ihrer alten Geſtalt. Wie eine Schwalbe bauet, und eine Spinne webt, so bauen und weben sie alle, wie sie vor tausend Jahren gebaut und gewebt haben, so bauen und weben sie noch. Das Thier steht in seinen Arbeiten noch auf der nähmlichen Stuffe, auf die es der Schöpfer am Anfange geſtellt hat. Nur der Mensch erfindet und vervollkommnet das, was er erfunden hat. Der Mensch iſt mittels seiner vernünftigen Seele fähig, Dinge unter einander zu vergleichen und ihre besondern Merkmahle zu unterscheiden. Man denke nur über die höchſt wichtige Erfindung des Feuers nach, und man wird einen hohen Grad menschlicher Vernunft dabey entdecken. Der Mensch, der das Feuer erfunden hat, kann aus Zufall ein Paar Stücke trockenes Holz heftig an einander gerieben haben, wodurch die Stücke in Brand gerathen seyn mögen. Das war eine herrliche Erfindung. Der Mensch dachte nach, machte einen neuen Versuch. Es gelang, und das Holz gab wieder Feuer. Er mag ein anderes Mahl feuchtes Holz an einander gerieben haben, und es gab kein Feuer. Nun schloß er daraus, daß er nur trockenes Holz an einander reiben müsse, wenn er Feuer haben wolle. Es war also die große, ewig dankwürdige Kunſt, Feuer zu machen, erfunden. Ein anderer Mensch bemerkte, daß zwey Kieselsteine, wenn man sie an einander schlägt, einen Funken geben, aber den Funken konnte er nicht feſt halten, daß Feuer daraus entſtünde. Es mußte ein Funke auf ein dürres Blatt, oder trockene Späne

von

vom Holz fallen, welche zu glimmen anfiengen und endlich Feuer gaben. Nun gab dieser Zufall einen Anlaß eine Art von Zunder zu erfinden, und so wurde von dem Menschen die Kunst Feuer zu machen, durch Vergleichung und Ueberlegung der Dinge erfunden und vervollkommnet. Auch nur der Mensch und kein Thier besitzt Urtheilskraft, wodurch sich die Vernunft des Menschen so sichtbar äußert. Wenn einige Wilde in Amerika sich durch Tänze und Spiele an Feuer ergötzen, so sehen ihnen oft die Affen zu, und ahmen ihre Tänze und Spiele nach. So bald die Wilden das Feuer verlassen, so setzen sich die Affen um das Feuer, so lange es brennt. Es fällt aber keinem aus ihnen ein, Holz an das Feuer zu legen, damit es nicht auslösche. Ist das Feuer ausgelöscht, so gehen sie davon. Sie können nicht so vernünftig urtheilen, und den Schluß fassen: „Das Feuer wird durch das Holz erhalten, tragen wir nun kein Holz zum Feuer, so brennt es nicht mehr fort, und löscht aus." Die Affen können mit großen Knüppeln umher werfen, also wären sie auch im Stande, ein Stück Holz zum Feuer zu tragen. Das geschickteste Thier wird man in dem, wozu Ueberlegung und Urtheilskraft erfodert wird, nicht so weit bringen, als man vielleicht den dümmsten Menschen bringen kann. Was bey den Thieren Verstand und Vernunft zu seyn scheint, ist nur ein vom Schöpfer eingedruckter Natur- und Nachahmungstrieb. Das edelste Thier kann sich nicht über die Grenzen seiner Vollkommenheit erheben, die ihm vom Schöpfer bestimmt ist. Aber der Mensch kann täglich immer vollkommner werden; er kann täglich an Kenntnissen und Fertigkeiten zunehmen. Künste und Wissenschaften steigen immer höher, und alles menschliche Wissen nähert sich immer einer größern

Vollkommenheit. Durch die Vernunft schwingt sich endlich die Seele des Menschen zur Gottheit auf, und erkennt einen allmächtigen Herrn und gütigen Vater im Himmel, der alles zum Besten seiner Geschöpfe lenkt und ordnet. An der Hand der leitenden Fürsehung geht der Mensch den Weg, auf dem Gott ihn führt, und die Schrecknisse des Todes beunruhigen sein Herz nicht, denn er weiß, daß seine Seele nicht stirbt — daß sie unsterblich ist.

5.

Die Unsterblichkeit der menschlichen Seele.

Die Seele des Menschen ist etwas vom Leibe Verschiedenes — sie ist ein geistiges Wesen, das nicht wie der Körper, aus Theilen zusammengesetzt ist. Alle Körper werden durch die Auflösung und Trennung der Theile zerstört. Da nun die menschliche Seele ein Geist ist, und nicht aus Theilen besteht, so kann sie auch nicht durch Verwesung oder Auflösung zerstört werden — kann nicht sterben, wie der Leib stirbt, und ist daher — unsterblich.

Jüngling! du denkst vielleicht: Gott, dem nichts unmöglich ist, kann auch meine Seele, wenn sie schon ein Geist ist, vernichten. Das könnte er, denn Schaffen nnd Vernichten ist nur der Allmächtige fähig. Aber er will nicht. Seine Allgüte und Allweisheit, woran du fest glaubest, läßt dieß nicht zu, denn er hat einen unwiderstehlichen Trieb nach einer immer fortdauernden Glückseligkeit in deine Seele gelegt; würde er aber diesen Trieb nach ewiger Glückseligkeit in deine Seele gepflanzt haben, wenn er sie durch den Tod auf ewig vernichten wollte? Nein, so hart und widersprechend handelt der allgütige und allweise Gott nicht, daß er

den

den Menschen die Glückseligkeit, wornach er oft mit schwerem Kampfe ringet, am Ende seines Lebens doch nicht verleihen wollte. Hätte nun Gott die Seele des Menschen nicht unsterblich geschaffen, so würde er wirklich gegen den Menschen, seinen vornehmsten Geschöpfe, hart und widersprechend handeln, welches sich aber von der Güte und Weisheit Gottes nicht denken läßt, ohne selbst an dem Daseyn eines Gottes zu zweifeln.

Du glaubst auch, daß Gott höchst heilig und gerecht sey. Besitzt Gott die höchste Heiligkeit und Gerechtigkeit, so muß er es sich selbst znm Gesetze machen, das Gute und Böse nach der strengsten Gerechtigkeit zu vergelten. Aber wie oft geschieht es, daß hier die Unschuld gequält, und der Verführer ungestraft bleibt; daß hier die Tugend verfolgt, und das Laster geschützt und geehrt wird, und daß hier Gunst für Verdienst, Gewalt für Recht gilt. Würde nun Gott nicht höchst ungerecht seyn, wenn er nicht jedem Geschöpfe nach Verdienst vergelten wollte? Dies aber wäre gewiß der Fall, wenn er die menschliche Seele nach dem Tode vernichten würde. Es wäre also kein Richter, kein Vergelter, kein Rächer jenseits des Grabes! Glaube das nicht. Gott ist höchst heilig und gerecht, und wird darum die Thaten der Menschen richten, vergelten und rächen nach Verdiensten, und daher kannst du auch glauben, daß er deine Seele unsterblich geschaffen habe und sie nach deinem Tode nicht vernichten wolle, denn er ist ja höchst heilig und gerecht.

Jüngling! spotte nicht deiner Unsterblichkeit, und laß dich auch nie zu diesem Spotte verleiten. Muthwillen und Leichtsinn, verbanne von dir. Erniedrige dich nicht zum Thier, das keine Unsterblichkeit ahndet,

und nicht fähig ist, sich zu einem bessern Leben empor zu heben. Ehre die Religion, sie befestigt deinen Glauben an Unsterblichkeit bis zur Ueberzeugung, und in dieser Ueberzeugung kannst du ruhig und getrost dem Ende deiner irdischen Laufbahn entgegen sehen.

Die Würde des Menschen *).

Es schuf mit weiser Hand und Milde
Hienieden Alles schön der Meister der Natur,
Doch schuf er sich zum Bilde
Den Menschen nur.

Sein edler, hoch erhabner Gang, sein Blick zum Morgenstern
Verkündigt schon in ihm der Erde Herrn.
Die Stirn hat Felsenmuth —
Sein Auge Sonnenblick —
Die Wange Ros' im Blut —
Die Stimme Melodie —
Die Seele in sich Himmelsglück.

Unendlich viel ist da — doch, um nur da zu seyn.
Der Mensch allein,
Mit göttlicher Vernunft beschenkt
Ist da — und denkt.
Er wählt, verwirft, beschließt aus sich,

Und

*) Einige Stellen dieses Lehrgedichts sind weggelassen, weil sie für die Lehrlinge und für manchen Lehrer unverständlich seyn würden.

Und kämpft für das, was er beschloß gar männiglich
Mit jedem Hinderniß.

Das Thier
Erblickt nur Welt allhier.
Der Mensch sieht mehr. Ein Schöpfer wird sein Augenmerk.
Das Unglück wenn es kömmt und flieht —
Die Freude, wenn sie aus ihm lacht und weint —
Die Rose, wenn sie blüht —
Die Sonne, wenn sie scheint —
Und Alles, Alles ist ihm Gotteswerk.

Selbst schön, verschönert er
Die Reitze der Natur,
Umschafft den todten Sumpf zur Weitzenflur
Macht Tag im finstern Wald, vermehrt auf Erden Sonnenschein,
Und fühlt sich wie im Paradies zu seyn,
Beschifft Oceanen,
Mißt Erdenhöhen, Sonnenbahnen,
Wiegt Welten ab,
Und — sinkt, wie jeder Wurm — ins Grab.

Ins Grab?
So ist's! doch nicht, um gänzlich nichts, als Staub zu seyn.
Sein Aeußeres nur wird der Verwesung Raub.
Sein Geist, er selbst, erhebt sich übern Staub,

Und geht, durch's Sterben neugebohren, in
höhere Welten ein —
In Welten, wo sich Heil an Heil für ihn zusammendrängt,
Und wo er die Vollendung seiner Aehnlichkeit mit
Gott empfängt.

So laßt den hohen Menschennahmen
Nicht bloß auf Stirn' und Auge ruhn!
So laßt uns Gott nachahmen
In allem unsern Thun.
Wohlan, Jüngling! sey weise, thätig, edel,
mild,
So bist du wirklich Mensch, so bist du Gottesbild.

Dritte Abtheilung.

Geschichte
der
Entstehung und Vervollkommnung der vorzüglicheren Künste und Handwerke.

Lieben Jünglinge! es wird euch gewiß willkommen seyn, wenn ihr hier leset, wann und wie die Künste und Handwerke, denen ihr euch zu widmen entschlossen seyd, entstanden sind, und sich allmählig vervollkommnet haben. Ihr werdet dabey bemerken, daß Fleiß und Nachdenken die Menschen zur Erfindung und Vervollkommnung der Künste und Handwerke geleitet haben. Dem Nachdenken der Künstler und Handwerker danken wir eine Menge Dinge, die uns unser Leben schützen, bequem und angenehm machen. Wie gut ist es z. B. wenn es im Winter tobt und stürmt, daß wir eine feste Wohnung haben, worin wir uns gegen Sturm und Regen, gegen Schnee und Kälte verwahren können. Wem danken wir diese Wohlthat? Dem Nachdenken des Steinmetzes, Zimmermanns, Maurers, Töpfers, Glasers, Tischlers, Schlossers u. s. w. Wie viel würde das menschliche Leben an seiner Annehmlichkeit verlieren, wenn es keine Landleute, keine Künstler und Handwerker gäbe. Nicht das Wohl einer einzelnen Familie, sondern das Wohl und die Ordnung ganzer Länder hängt von dem Ackerbau, den Künsten und Handwerken ab. Der Landmann, und der Künstler nnd

Handwerker biethen sich zur Erhaltung und Verschönerung des gesellschaftlichen Lebens gleichsam die Hände. Gäbe es keinen Getreid- und Flachsbau, und keine Viehzucht, so könnte kein Mühler, Bäcker, Weber, Tuchmacher, Gerber u. s. w. bestehen; und wären hingegen keine Handwerker, welche das Getreid, den Flachs und die Häute und Felle des Viehs verarbeiteten, so würde die Arbeit und Mühe des Landmanns unnütz seyn. Glücklich ist jenes Reich, worin es Handwerker und Künstler giebt, die die Naturprodukte, welche das Land erzeugt, auf tausenderley Weise zu verarbeiten verstehen. Auf diese Art wird durch den Verkauf der verarbeiteten Produkte baares Geld ins Land gezogen, und auch viel Geld im Lande behalten, welches ausgeführt werden müßte, wenn keine Waaren zum Umsatze im Lande wären. In einem Reiche, wo Künste und Gewerbe blühen, da giebt es immer zu thun, eine Menge Hände werden beschäftigt, um die inländischen Naturprodukte zu benutzen und zuzubereiten. Auch der Aermste findet Gelegenheit sich Brod zu verdienen. Alles ist thätig und geschäftig. Handel und Wandel ist im Gange. Der Ausländer kauft die Waare auf, bezahlt den darauf verwandten Fleiß, und so ernährt der Künstler und Handwerker sich und andere. Sollen aber die Künste und Handwerke blühen, so dürfen die Handwerker und Künstler keine Stümper und Pfuscher in ihrem Fache seyn. Ein Handwerker oder Künstler, der seine Waaren absetzen will, muß ein geschickter Meister seiner Sache seyn. Er kann nicht immer nach einerley Form und Schnitt und auf einerley Art arbeiten. Mode, neue Erfindungen und verbesserter Geschmack schreiben ihm Gesetze vor, nach denen er seine Arbeiten formen und einrichten, und seine Geschäfte betreiben muß.

Hiezu

Hiezu aber gehört Nachdenken und Ueberlegung, und nicht bloß die Hand, sondern auch der Kopf. Die Geschichte der Entstehung und Vervollkommnung der Künste und Handwerke lehrt ja deutlich, daß man nur durch Nachdenken und Vergleiche die verschiedenen Künste und Handwerke erfunden, und auf einen so hohen Grad von Ausbildung gebracht hat.

I.

Geschichte

der

Entstehung und Vervollkommnung jener Handwerke und Künste, welche Produkte aus dem Pflanzenreiche verarbeiten.

1.

Der Ackerbau.

Der Ackerbau wird bey uns zwar nicht zu den Künsten und Handwerken gezählt; doch aber ist er die vorzüglichste Quelle derselben. Denn ohne Ackerbau würden nur wenige Handwerke und Künste bestehen können. Aus diesem Grunde verdient die Geschichte der Entstehung und Vervollkommnung des Ackerbaus zuerst erzählt zu werden.

Der Ackerbau ist beynahe so alt, als die Welt selbst. Schon das erste Menschenpaar wurde angewiesen, das Land im Schweiße des Angesichts zu bauen. Kain, der erste Menschensohn, opferte dem Herrn schon von

den Feldfrüchten. Anfangs assen die Menschen zwar von den Baumfrüchten, aber bald lernten Sie Saamen kennen, und legten dadurch den Grund zum Ackerbau. Man sammelte nähmlich unter dem Grase den wildwachsenden Saamen, und säete ihn auf ein unbewachsenes Erdreich. Anfänglich war die Bearbeitung des Feldes sehr mühsam, indem man noch keine ordentliche Pflüge hatte. Man bediente sich um das Erdreich locker zu machen, krummer Aeste oder spitziger Knochen der Thiere, und grub die Erde damit um. Nachher gebrauchte man zur Bearbeitung des Erdreichs hölzerne Hacken. Beyläufig 500 Jahre nach der Sündfluth fieng man an, die Erde mit Spaten und Schaufeln umzugraben. Zur Zeit, da der ägyptische Joseph lebte, hatte man schon Pflüge gebraucht, um den Wachsthum des Getreides zu befördern. Der erste, älteste nnd einfachste Pflug war der Hackenpflug. Er bestand aus einem krummen Ast oder aus einem langen Holz, das am Ende krumm gewachsen war. Der krumme Theil wurde in die Erde gedrückt, und an dem andern Ende zog ein Mensch, denn anfänglich zogen nur die Menschen die Pflüge. An dem langen Stückholz war die Handhabe angebracht, womit der Pflug gelenkt wurde. Durch weiteres Nachdenken kam man dahin, daß man anstatt des krummen Holzes, womit man die Erde aufriß, ein scharfes Eisen setzte, und den Pflug mit Rädern versah, der dann von Ochsen und nicht mehr von Menschen gezogen wurde. Diese Art Pflüge wurde von den Aegyptern erfunden, und war schon den Israeliten zu den Zeiten Hiobs bekannt, indem er am 1 Kapt. einen mit Rädern versehenen Pflug beschreibt. Diese Pflüge aber waren noch nicht so beschaffen, wie die unsrigen. Pflüge von der Art, wie man sie heutzutage gebraucht, wurden, wie

einige glauben, später und zwar erst einige Zeit vor der Geburth Christi in Gallien, in dem jetzigen Frankreich erfunden.

Die getreidreichsten Länder der alten Welt waren Aegypten und Babilonien, von denen sich der Ackerbau nach allen Theilen der Welt verbreitete. Die Deutschen legten sich erst 200 Jahre vor Christi Geburth auf den Ackerbau. Am Rhein und an der Donau wurde zuerst Getreid gebaut, aber nur von solchen Menschen, die zum Kriege untauglich waren. Anfänglich baute man in Deutschland keine andere Art des Getreides, als nur Gerste. Die in Frankreich erfundenen Pflüge gebrauchten auch die alten Deutschen zur Bearbeitung der Felder, die sie aber immer mehr vervollkommneten. Die Vervollkommnung des Pfluges, dieses Hauptwerkzeuges des Ackerbaus, hat mit der Erweiterung und Veredlung des Getreidbaus zugenommen. Unter allen Völkern der alten und neuen Zeiten haben sich die Engländer in Verbesserung des Ackerbaus ausgezeichnet, und die Deutschen, die für alles Gute und Nützliche empfänglich sind, folgten dem Beyspiele derselben. Erst vor einigen Jahren erfand man in England einen Pflug, der sehr vortheilhaft zu seyn scheint. An diesem Pfluge ist das linke Rad um ein Drittel größer, als das rechte. Dadurch erhält die Pflugschar eine schiefere Lage als an andern Pflügen, und der Vortheil dabey ist, daß sie das Erdreich nicht nur aufreißt, und zur Hälfte umstüzt, sondern die ganze Scholle umstülpt, und zwar so, daß das Unterste zu Oberst kömmt. Diese Pflüge, die auch schon in Sachsen von einigen Landwirthen benutzt werden, gewähren beym Aufreißen öder und vom Gras' bewachsener Gründe den Nutzen, daß die Rasenseite der Scholle ganz unten kömmt, und dem Acker

gleich-

gleichsam zum Dünger dient. So wie bey Bearbeitung des Feldes gewisse Handgriffe und Einrichtungen der Geräthschaften dem Landmanne von Wichtigkeit sind; nicht minder sind sie es auch beym Ausdreschen der Getreidkörner. Anfangs war die Art, die Getreidkörner aus der Hülse zu bringen, sehr unvollkommen. Man nahm ein Stück Holz oder einen Stein, und schlug auf die Aehren, daß die Körner heraussprangen. Dieß war sehr beschwerlich. Um diese Arbeit leichter zu machen, nahm man Thiere zu Hilfe. Unter den Thieren waren es die Ochsen, die den Menschen beym Ackerbau unterstützten. Sie wurden daher auch zum Austreten der Getreidkörner, wie schon Moses berichtet, gebraucht. Auch diese Art, die Getreidkörner zu gewinnen, genügte dem Ackersmann nicht ganz, weil dabey viele Körner zurückblieben. Durch Nachdenken suchte er diesem Mangel abzuhelfen. Man bediente sich eines schweren und runden Stück Holzes, einer Art von Walze, und spannte einen Ochsen daran, von dem das runde Holz über die Getreidgarben gezogen wurde. Bey dieser Verfahrungsart blieben auch noch viele Getreidkörner zurück, wobey auch das Stroh viel zu leiden hatte. Die Menschen immer mehr im Nachdenken geübt, erfanden den Dreschflegel. Bey der Anwendung dieses Werkzeuges wird das Stroh geschont, und die Körner fallen fast alle aus der Hülse. Der ausgebreitete Nutzen, welchen das Ausdreschen dem fleißigen Landmanne gewährt, hat seit Jahrhunderten den Dreschflegel im Gebrauche erhalten.

2.

Das Mühlerhandwerk.

In den ältesten Zeiten der Weltschöpfung wußte man noch von keiner Maschine, die wir jetzt Mühle nen-

nennen. Die Menschen genossen die Getreidkörner roh und ohne alle Zubereitung. Nachher fieng man an, die Getreidkörner an der Sonne zu trockenen, dann am Feuer zu dörren und endlich zu stossen. Das Manna, wovon die Israeliten in der Wüste lebten, zerrieb man zwischen zweyen Steinen. Das Reiben zwischen zweyen Steinen veranlaßte die Erfindung der Handmühlen. Die Aegypter waren die ersten, welche sich der Handmühlen bedienten. Das Mahlen auf Handmühlen war zu selber Zeit eine der schweresten Handarbeiten, und wurde nur von Sclaven oder Sclavinnen verrichtet. Die Handmühlen waren in allen Getreidländern mehrere Jahrhunderte hindurch ganz allein im Gebrauche. In den spätern Zeiten haben viele nachdenkende Menschen Versuche mit Verfertigung neuer Handmühlen gemacht, die einen großen Vortheil im Getreidmahlen gewähren sollen. Jetzt hat man auch in Paris wohlfeile Handmühlen erfunden, mit denen man in einem Tage so viel Getreid sollte mahlen können, als 12 Personen in 14 Tagen zu ihrer Nahrung bedürfen.

G. Fiedler, ein Deutscher, verfertigte vor nicht langer Zeit Handmühlen von verschiedener Größe, deren eine 7 bis 25 Karolin kostet, und wovon die kleinste täglich einen Zentner Mehl liefert. Sie kann von einem zwölfjährigen Knaben den ganzen Tag ohne Ermüdung in Bewegung gesetzt werden.

Zu den Zeiten des römischen Kaisers August hatte man in Rom auch Roßmühlen gebraucht, die theils von Pferden, Ochsen und auch Eseln getrieben wurden. Den Pferden wurden jedesmahl die Augen verbunden, wenn sie an der Deichsel, welche an dem Ende des Queerholzes angebracht war, im Kreise herum giengen. Solcher Roß- oder Thiermühlen bedient man sich

auch

auch heutzutage noch an jenen Orten, wo öfters im Jahre Mangel am Wasser einzutreten pflegt.

Die Wassermühlen sind schon enstanden, als die Thiermühlen noch im Gebrauche waren. Die Zeit und der Ort ihrer Entstehung ist unbekannt. In Deutschland wurden die Wassermühlen im Jahr 300 nach Christi Geburth erbaut. Man behauptet auch, daß es ein Deutscher war, welcher die Wassermühlen mit oberschlächtigen Rädern erfunden hat. Da es Orte giebt, wo viele Stunden weit kein Bach von solcher Größe ist, daß er eine Mühle treiben kann, so hat man auf Bergen Windmühlen errichtet.

Die Windmühlen werden mittels ihrer Flügel vom Winde getrieben, und dienen zum Mahlen des Getreides. Auf die Erbauung der Windmühlen wurden die Menschen dadurch geführt, daß sie dachten: Das Wasser besitze die Kraft, Mühlsteine zu treiben, also kann auch der Wind eben diese Kraft haben. Man versuchte dann den Wind zum Treiben der Mühlsteine anzuwenden, und erfand die Windmühlen. In Frankreich hat man schon 1105 das Getreide auf Windmühlen gemahlen. Ein Franzose hat 1780 zu Paris eine Windmühle mit 8 Flügeln erfunden, die sich von den jetzt bekannten auszeichnet. Sie treibt mehrere Mühlsteine zugleich, je nachdem der Wind stark ist, und ändert sich von selbst nach dem Winde.

Die Wassermühlen, so kostspielig sie auch sind, behaupten doch immer noch vor andern Gattungen der Mühlen den Vorzug, indem sie überall, wo Bäche sind, so können angewendet werden, daß man sich zu jeder Zeit auf ihren Gebrauch verlassen darf.

3.
Das Bäckerhandwerk.

Die Kunst Brod zu backen, lernten die ersten Menschen von der Natur selbst. Sie bemerkten, daß man die Körner mit den Zähnen zermahlmen, mit dem Speichel anfeuchten, mit der Zunge herum werfen und in den Magen bringen kann, wo sie durch die Wärme des Magens zur Nahrung wurden.

Diese Bemerkung führte die Menschen auf den Gedanken, die Körner des Getreids mit einem Werkzeuge zu zermahlmeu, das Mehl mit Wasser zu begießen, unter einander zu mischen oder zu kneten, und dann an der Sonne oder am Feuer es trocknen. Als man in der Kunst Brod zu backen immer weiter fortschritt, bediente man sich, weil man noch keine platten Backöfen hatte, grosser Steine, die man im Feuer sehr heiß werden ließ. Der Teig wurde alsdann zwischen zweyen Steinen gelegt, worauf man heißen Aschen oder glühende Kohlen schüttete. Dadurch erhielt der Teig eine braune Kruste (Rinde), die zugleich das Zeichen war, daß das Brod ausgebacken sey. Die älteste Art des Brodes waren Kuchen, die so lang und breit gemacht wurden, daß sie statt des Tischtuches und der Teller dienten. Zu den Zeiten des Abrahams war das Kuchen- oder Brodbacken eines der vornehmsten Geschäfte der Weiber.

Als die menschliche Vernunft durch Nachdenken sich immer mehr ausbildete, so erfand man in Aegypten die Backöfen, die nur von Leim zusammengesetzt waren. Jede Familie hatte, wie wir im Buche Moses lesen, so einen Backofen, worin sie ihr Brod gebacken hatte. Zur Zeit des ägyptischen Josephs gab es schon Bäcker, besonders am königlichen Hofe, die künstliche

Back-

Backwerke zu bereiten wußten. Auch waren damahls schon die Backtröge erfunden, worin man den Teig knetete und besonders fein ausarbeiten konnte. Fünf hundert Jahre vor Christi Geburth wußte man bey den Römern sogar schon Pasteten zu backen, und die Bäcker zogen mit den Soldaten ins Feld, welche die Armee mit Kommißbrod versehen mußten.

Die Deutschen lebten anfangs von Eicheln und Kräutern, und lernten das Brodbacken erst von den Römern. Das Brodbacken in Deutschland hat sich sehr langsam vervollkommnet, indem man sich mehr auf das Kriegführen, Jagen und Fischen, als auf häusliche Geschäfte verlegte. Erst durch die Einführung der christlichen Religion wurden unsere Vorfahren gebildeter und zur Nachahmung jener Handwerke und Künste aufgemuntert, welche in andern Ländern schon Jahrhunderte hindurch geblühet hatten.

4.

Das Bierbrauerhandwerk.

Die ersten Menschen kannten lange Zeit kein anderes Getränke, als Wasser. Diejenigen, welche Viehzucht trieben, tranken auch Milch. Als die Menschen gelernt hatten, von den Bienen den Honig zu sammeln, so geriethen sie durch Nachdenken darauf, Honig und Wasser unter einander zu mischen, und eine Art von Meth zu bereiten. Nach der Sündfluth, da Noe den Wein erfunden hatte, fieng man an, Wein zu trinken. Als man gelernt hatte, am Feuer Wasser zu kochen, so hat man auch aus getrockneten Wurzeln und gestossenen Körnern durch einen Aufguß von heißen Wasser ein geistiges Getränke bereitet, das eine Aehnlichkeit mit unserm Bier hatte.

Das

Das Bier ist eine uralte Erfindung, und der wahre Erfinder desselben ist unbekannt. Die alten Aegypter sollen zuerst Bier aus Gerste gebraut haben. Die Art ihrer Brauung war noch ganz einfach und ungekünstelt. Sie dörrten die Gerstenkörner am Feuer, zerstossen sie, warfen sie in ein kochendes Wasser, und ließen sie so lange sieden, bis die Körner zu einem Brey (zu Trebern) gesotten waren. Dieses Getränke hießen die alten Völker Gerstenwein. In Europa soll ein gewisser Gambrivius der Erfinder des Biers gewesen seyn, welcher zuerst den Hopfen zu diesem Getränke benutzte. Denn die alten Völker mischten keine Gewächse von berauschender Kraft in ihre Getränke, und blieben daher am Geist und Leibe gesünder, als wir. Die Deutschen kannten das Getränke mit Hopfen vermischt schon weit früher, als andere Völker, die ihnen an Bildung überlegen waren. In den deutschen Klöstern wurde 1482 zuerst braunes Bier, wie wir es heutzutage haben, gebraut, das aber sehr stark war. Im Jahre 1551 hat ein Niederländer mit Nahmen Hans Käne in Nürnberg zuerst weißes Bier zu brauen angefangen. Ein Bierbrauer in Neukastel hat die Bemerkung gemacht, daß das Bier weit dauerhafter und kräftiger wird, wenn der Braukessel bedeckt ist, und daß man den vierten Theil des Hopfens und Malzes bey bedecktem Kessel ersparen kann. Vernünftige Bierbrauer werden dieser Bemerkung folgen, und kräftiges Bier für den arbeitsamen Handwerker liefern.

5.

Das Branntweinbrennen.

Der Branntwein ist ein geistiges Getränke, das aus Wein- und Bierhefen und aus allen Gattungen

Obst und Getreidfrüchten durch die Destillation zubereitet wird. Der Ort und die Zeit der Erfindung ist ebenfalls unbekannt. Nur so viel ist gewiß, daß man im Morgenlande zuerst geistige Getränke genoß, die unserm Branntwein ähnlich sind. Die Araber und Indianer sollen schon gleich nach Christi Geburth aus Reis geistiges Getränke bereitet haben. Gegen das Jahr 1290 ward der Branntwein schon in Europa, vorzüglich in Spanien bekannt.

Die Europäer lernten den Branntwein zuerst von den Arabern kennen. Die Italiener handelten damit nach Deutschland, wo man ihn nur als Arzeney gegen die Pest und ansteckenden Krankheiten brauchte. Er wurde daher nur anfangs in den Apotheken bereitet und verkauft. Im Jahre 1433 wurde der Branntwein auch außer den Apotheken bereitet und verkauft. Die deutschen Bergleute gewöhnten sich an dieses Getränke so, daß sie täglich Branntwein tranken. Im Jahre 1450 war der Branntwein in Deutschland schon als ein Volksgetränk so gemein, daß ihn fast Jedermann trank. Damahls wurde er von den Deutschen aus Bierhefen, und von den Italienern aus schlechten Wein oder Weinhefen bereitet. Da der Branntwein, der aus Wein- und Bierhefen gemacht wurde, nicht mehr hinreichte, so kam man 1500 auf den Gedanken, aus mehligten Körnern ein weinartiges Getränke zu erzeugen. Auf diese Weise entstand der Kornbranntwein. Nachher entdeckte man, daß der gemeine Kornbranntwein den Geschmack des Weinbranntweins erhält, wenn man ihn noch einmahl über Weinhefen abzieht. Diese Gattung von Kornbranntwein wurde so häufig getrunken, daß 1578 und 1582 viele deusche Fürsten gezwungen waren die Verfertigung des Branntweins aus Getreid zu ver-

bie-

biethen. Diese Verbothe wurden wegen Mangel des Getreides gegeben, weil man damahls in Deutschland nur so viel Getreid baute, als zur täglichen Speise hinreichend war. Man fiel daher auf die Erfindung, aus allen Obstarten einen Branntwein zu bereiten, dem man den Geschmack eines Kornbranntweins zu geben wußte. Man hat auch Versuche angestellt, aus Kartoffeln, Vogelbeeren, Runkelrüben Branntwein zu bereiten. In unsern Zeiten ist das Branntweinbrennen sehr vervollkommnet worden, und zwar in Hinsicht der Güte des Getränkes, als auch in Hinsicht der Geschwindigkeit und der Ersparniß des Holzes. Der Genuß des Branntweins ist nicht jedem Menschen gesund. Es kommt dabey sehr viel auf die körperliche Beschaffenheit an. Jungen Leuten, welche eine schwache Brust und Lunge haben, ist der tägliche Genuß des Branntweins ein Gift, das sie frühezeitig zum Grabe befördert.

6.

Die Färberkunst.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Menschen durch die Natur, welche dem Auge so verschiedene Farben darbiethet, zur Färberkunst geführt wurden. In Pflanzen und einigen thierischen Körpern sind färbende Theile enthalten, welche man in Wolle, Garn und Zeuge kann eindringen lassen. Es ist auch daher die Kunst zu färben so alt, daß man keinen Zeitpunkt angeben kann, da sie erfunden worden ist. Zu Abrahams Zeiten hat man schon die Purpur-Muschel entdeckt, deren rother Saft zur Purpurfärberey gebraucht wurde. Auch waren zu selber Zeit schon die Farben himmelblau und zitronengelb bekannt. Zu Moses Zeit war die Färberkunst schon sehr hoch gestiegen, 2 B. Mos. 39, 1.

2. 5. Man wußte bereits von vielerley Farben: als Hyacinth, Purpur, Doppelscharlach oder Karmoisin und einfach Roth. Die Aegypter und Juden haben die Färberkunst vorzüglich betrieben, und wußten mit der Zubereitung der Farben gut umzugehen. Die ältesten Juden haben sogar mit dem Blute der Vögel gefärbt. Auch nach Christi Geburth haben sich die Juden vorzüglich auf die Färberkunst verlegt. Im Jahr 1137 hatten die Juden unweit Jerusalem einen Platz, der vorzüglich zur Färberey schicklich war, mit der Bedingung gemiethet, daß Niemand außer ihnen das Gewerbe treiben dürfe.

Unter den Europäern haben sich um die Vervollkommnung der Färberkunst besonders die Italiener verdient gemacht. Diese haben zuerst einen Unterschied zwischen den Schönfärbern und Gemeinfärbern gemacht, und in Venedig 1540 erschien schon eine Verordnung über die Schön- und Gemeinfärberey. Schönfärber hieß man jene, welche sich nur ächter, haltbarer Farben bedienten, und Gemeinfärber waren jene, welche leicht verschießende Farben gebrauchten.

Bey den Deutschen war die Färberey schon um Christi Geburth bekannt, welche aber nur meisteus von den Weibern getrieben wurde. Die Schwarzfärberey wurde überall zuerst eingeführt, und im Jahr 925 gab es in Deutschland schon eine Zunft der Schwarzfärber. In Frankreich hat sich die Färberey viel früher und schneller verbreitet, weil an mehreren Orten das Wasser besonders zum Färben tauglich ist, und man auch mehr Färbermaterialien als die Purpurschnecke und das Karmesinsekt gefunden hatte. In Holland hat im Jahre 1600 die Färberey einen hohen Grad von Ausbildung

erreicht, indem die holländischen Kaufleute den Indigo aus Amerika nach Holland brachten und im Färben die glücklichsten Versuche damit machten.

Der Saame von rothen Klee wurde zuerst in England nnd dann in der Schweitz zur Färberey gebraucht. Herr Vögler, ein Deutscher, erfand, daß man damit dunkelgelb, lichtgelb, zitronengelb, gelbgrau und schwarzgrün färben könne. Die Engländer haben auch zuerst einen grünen Indigo nach Europa gebracht, den die Chineser aus einer Pflanze bereiten, und der grünen Farbe die gehörige Haltbarkeit giebt, welche ihr bisher mangelte. Ein Niederländer, Nahmens Mons, hat vor mehreren Jahren entdeckt, daß der Saft der Aloe viel Färbestoff enthalte, womit man vorzüglich die Seide schön färben kann. Man ist im Stande das lebhafteste Roth bis zum hellesten Grün zu bringen. Erst vor wenigen Jahren hat ein Russe mit Nahmen Kalugin in Moskau die Entdeckung gemacht, daß man trockene Stoffe mit Brenesselsaft dunkelgrün färben kann. Für diese Entdeckung erhielt er von seinem Monarchen ein Geschenk von 500 Rubeln. Der Krapp, der in Deutschland häufig gebaut wird, ist für die Färber eine unentbehrliche Pflanze. Sie brauchen ihn nicht nur zu dauerhaften rothen Farben, sondern auch zu vielen andern. Auch der Waid ist ein Färbekraut, das in vielen Gegenden Deutschlands gebaut, und zum Blaufärben gebraucht wird.

Die Färberkunst wurde seit ihrer Entstehung ungemein vervollkommnet, und in jedem Jahrzehend wurden mehrere Versuche zu ihrer Vervollkommnung gemacht.

Das

7.

Das Weberhandwerk.

Die Kunst zu weben sollen die Frauenzimmer von der Spinne gelernt haben, indem diese es waren, die sich besonders mit dem Weben beschäftigten. Schon zur Zeit der Israeliten sassen die Weiber auf dem Weberstuhle, und verfertigten Zeuge aus Wolle. Auch verstand man schon zu derselben Zeit die Kunst den Zettel eintragen, welches der Schleyer der Sara beweiset, der nichts anders war, als ein Gewebe von Zettel und Eintrag. Die Alten webten oft ganze Kleider, so, daß sie die Schneider dabey entbehren konnten, da ohnehin die Kleidung nur sehr einfach und kunstlos war. In den ersten Zeiten webte man stehend und der Zettel war senkrecht gespannt. Die Aegyptet aber erfanden die Kunst, die Fäden horizontal zu spinnen, und auf dem Stuhle sitzend zu weben. Der Weberstuhl war anfangs sehr einfach, und wurde erst allmählich verbessert. Man webte auf den ältern Weberstühlen mit außerordentlicher Langsamkeit, aber mit desto mehr Festigkeit und Gleichheit. Der Weberstuhl wurde erst seit 1700 zu einer höheren Vollkommenheit gebracht. Ein Leinweber in Hippoltstein ließ auf seinem gemeinen Weberstuhl ein Hemde mit Aermeln ohne Nath, aus dem Ganzen weben.

8.

Die Papiermacherkunst.

Das Papier hat seinen Nahmen von einer ägyptischen Pflanze, die man Papyrus hieß, und deren Blätter weiß wie Schnee waren. Diese Art des Papiers ist eine Erfindung der Aegypter. Zur Zeit des Moses verfertigte man auch Papier aus Bast, d. i. aus der innern dünnen Haut der Baumrinde, und bereitete

es

es ebenfalls wie das ägyptische Papier durch Waschen, Trocknen, Schlagen, Planieren, Leimen und Glätten. In Frankreich wurde der Gebrauch dieses Papiers bis 1110 fortgesetzt. Nachher verfertigte man von Baumwolle Papier, indem man von der ägyptischen Papierpflanze nicht mehr so viel Papier, als nöthig war, verfertigen konnte. Im Jahre 1125 wurde schon in Frankreich aus baumwollenen Lumpen Papier bereitet. Nachher wurden leinene Lumpen mit baumwollenen vermischt, und endlich verferfertigte man ganz leinenes Papier. Im Jahre 1318 wurden in Deutschland Urkunden auf leinen Papier geschrieben, welche beweisen, daß die Deutschen zuerst leinenes Papier bereiteten, weil man nur in allen andern Ländern sich des baumwollenen Papiers bediente. In spätern Zeiten machte man Versuche aus allerley Stoff Papier zu verfertigen. In England machte man aus Hobelspänen und Rinden des Weidenbaumes Papier. Der Papiermacher Schmidt in Arnstadt bereitete Papier aus bastartigen Stamme der Pisangpflanze. Professor Herzer in München verfertigte um das Jahr 1788 ein feines Druck- und Schreibpapier aus der Pappelwolle. Im Jahre 1764 hat man Versuche gemacht das bedruckte Papier umzuarbeiten, und die Druckschwärze heraus zu bringen. Im Jahre 1777 wurde dieser Versuch von dem Papiermacher Stoß in Arnstadt so verbessert, daß er bedrucktes Papier, woraus er den Druckfirniß durch Walkererde auswaschen ließ, wieder zu Papier der nähmlichen Güte und Weiße umarbeitete.

9.
Das Tischlerhandwerk.

Das Tischlerhandwerk ist schon sehr alt. An der Stiftshüte der Israeliten arbeiteten schon Tischler. Die

Woh-

Wohnung des Königs David ward fast ganz mit Cedernholz verschönert. In dem Tempel zu Jerusalem hatte man viel Tischlerarbeit angebracht, und die Seiten und Decken desselben waren mit Cedernholz getäfelt. König Salomo liebte die Tischlerarbeiten so sehr, daß er sich immer über tausend Tischler hielt, worüber er einen eigenen königlichen Aufseher setzte.

Die Griechen kannten ebenfalls die Kunst, das Holz mit Bohrer und Leimen zu bearbeiten, schon frühezeitig, und bedienten sich dabey des Maßstabes und des Richtscheides. Die Tischlerarbeiten in Griechenland erreichten einen hohen Grad von Vollkommenheit. Auch die Römer waren in Verfertigung der Tischlerarbeiten sehr betriebsam, und hierin sehr erfinderisch. Kaiser Nero hatte Tische von Zitronenholz, welche purpurfärbig und mit Gold lackiert waren, und auf künstlich geschnitten elfenbeinenen Füssen standen. Mancher reiche Römer hielt 20 und noch mehr Sclaven, die Tischlerarbeiten verfertigten, und ihrem Herrn den Reichthum vermehren halfen. Die Tische waren bey den Römern eine vorzügliche Zierde der Hausmeubeln. Die Pracht der Tische stieg so hoch, daß man sich nicht mehr mit hölzernen Tischen begnügte, sondern sich sogar silberne machen ließ. In Deutschland war die Tischlerarbeit frühezeitig bekannt, und man hatte aus fremden Ländern das Holz zur Verfertigung der Schränke, Tisch- und Bettstellen kommen lassen. Die deutschen Tischler haben von den Franzosen die eingelegten Arbeiten gelernt, und sie zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht.

10.

Das Wagnerhandwerk.

Die Wagen entstanden aus der Schleife und Walze, derer man sich in den allerersten Zeiten bediente. Die Walze gab zur Erfindung der Räder, und die Schleife zur Verfertigung der Wagengestelle Anlaß. Die ersten Wagen wurden in Aegypten gemacht, die man vorzüglich zum Ackerbau gebrauchte. Die Wagen mit zweyen Rädern sind die ältesten; doch hatte man auch schon zu den Zeiten des Josue vierrädige Wagen, die man im Kriege gebrauchte, und Streitwagen hieß. Die Wagen mit vier Rädern hatten zwey Deichseln, an die man vier Pferde neben einander spannte. In Griechenland waren nur Wagen mit einer Deichsel bekannt, an die auch nur zwey Pferde gespannt wurden. Zuerst wurden die Wagen von Menschen, besonders von Sclaven und Gefangenen gezogen. Nachher gebrauchte man auch Thiere, unter denen die Pferde die gewöhnlichsten waren. Die Römer spannten auch Hirsche und Löwen vor die Wagen. Die Lastenwagen aber ließen sie von den Ochsen ziehen.

In den neuern Zeiten haben sich die Künstler mit Erfindung solcher Wagen, die ohne Thiere und nur durch inneres Triebwerk in Bewegung gesetzt werden, sehr beschäftigt. Ein Mechaniker in Wien erfand einen Wagen, mit dem man ohne Pferde fahren konnte, wohin man wollte. Der Fürst Esterhazy kaufte den ersten Wagen dieser Art um 800 fl. Ein Künstler aus Liegnitz verfertigte in Magdeburg einen dreyrädigen Wagen, worin eine Person selbst fahren konnte. Ein Wagner in Dessau machte einen Stuhlwagen, der besonders für lahme Personen nützlich ist, die sich selbst im Zimmer

mer oder Garten darin umher fahren können. Die mit Leder bedeckten Wagen waren schon bey den Römern eingeführt, derer sich aber nur die hohen Magistratspersonen bedienten; hingegen die hängenden Wagen oder Kutschen waren den Alten noch nicht bekannt.

Die Kutschen wurden 1405 in Frankreich erfunden. Die Gemahlinn Karl VI., Königs in Frankreich, hielt zu Paris ihren Einzug in einer Kutsche, deren Sitze beweglich waren, und in Riemen hiengen. In kurzer Zeit darauf waren die Kutschen auch schon in Deutschland bekannt, und Kaiser Friedrich III. kam 1474 in einer in Riemen hängenden Kutsche zu Frankfurt an. Anfangs war es nur fürstlichen Personen erlaubt, in einer Kutsche zu fahren. Im Jahr 1613 bedienten sich die Gesandten zu Regensburg das erste Mahl der Kutschen.

Die Kutschen und Wagen wurden in ihrer äußern und inneren Einrichtung immer mehr vervollkommnet. Im Jahre 1760 machte man in Berlin die ersten Kutschen mit eisernen, abgedrehten Achsen und messingenen Büchsen, die sich wegen ihrer Leichtigkeit und Dauer sehr empfehlen. Ein Wagner in Hanover Nahmens Hofeld hat eine Maschine bekannt gemacht, die sich bey allen Gattungen der Kutschen anbringen läßt, und besonders dazu dient, flüchtig gewordene Pferde im Augenblicke vom Wagen abzuspannen. Ein Sattler in Paris erfand 1791 eine Kutsche, mit der man nie umwerfen kann, wenn auch ein Rad um einige Schuhe höher als das andere zu stehen kömmt. Der Kasten und der Kutschenbock bleiben dabey immer aufrecht stehen.

Das Bestreben der Menschen, immer schneller, sicherer und bequemer reisen und fahren zu können, bringt

die

die Verfertigung der Wagen und Kutschen immer mehr zu einer größeren Vollkommenheit.

II.

Die Mahlerkunst.

Die Mahlerkunst entstand in Aegypten lange vor Moses Zeiten. Auch die vier Hauptfarben, als weiß, roth, gelb und schwarz erfanden die Aegypter. Die rothe Farbe war lange Zeit die Hauptfarbe beym Mahlen. Das eigentliche Mahlen, d. i., die Farben mischen, in einander schmelzen, nach den Regeln der Zeichenkunst auftragen, Licht und Schatten im Gemählde gehörig vertheilen, ist eine Erfindung der Griechen. Man mahlte lange Zeit mit einem Stück Schwamm, statt des Pinsels. Endlich wurde der Pinsel erfunden, wozu das Bemahlen der Schiffe Anlaß gab. In den ersten Gemählden beyläufig 3370 der W. S. war kein Unterschied der Gesichte der Mannspersonen von den Frauenzimmern zu finden. Erst im Jahre 3583 verbesserten die Griechen die Mahlerkunst, und mahlten die Gesichte nach dem Leben, und die Frauenzimmer mit etwas offenen Munde, und blüthweißen Zähnen, und gaben dem Körper ein angenehmes helles Gewand. Unter dem griechischen Volke erreichte die Mahlerkunst, besonders in Naturgemählden, eine der höchsten Stuffe der Vollkommenheit. Ein Beweis hiervon ist folgendes Ereigniß, welches sich zwischen den berühmtesten Mählern Griechenlands, zwischen Zeuxis und Parrhasius zugetragen hatte. Zeuxis mahlte Trauben, die so natürlich schienen, daß die Vögel darnach flogen, und davon fressen wollten. Parrhasius mahlte einen so künstlichen Vorhang, daß ihn Zeuxis für einen wirklichen Vorhang hielt, den ein Gemählde bedeckte, und

im

im Ernste verlangte, man sollte den Vorhang wegziehen, damit man sehen könne, was Parrhasius gemahlt habe. Zeuxis täuschte zwar die Vögel, Parrhasius aber selbst den Meister. Die Juden, welche die Stelle: Du sollst dir kein Bildniß machen, zu streng beobachteten, liebten die Mahlerey nicht sehr, um nicht in Abgötterey und Unzucht zu verfallen. Von Griechenland verbreitete sich die Mahlerkunst nach Rom, wo sie anfangs wenig geachtet, und nur von Sclaven ausgeübt wurde. Unter dem römischen Kaiser August gab es schon einige berühmte Mahler, die sich durch Darstellung der Land- und Seeschlachten auszeichneten. Uebrigens aber erreichte die Mahlerkunst in Europa keinen höheren Grad von Vollkommenheit, als sie bey den geistreichen Griechen erreicht hatte.

Die Italiener suchten nach der Vernichtung der Römer die Mahlerkunst wieder herzustellen, und brachten es bald zu einem hohen Grade von Vollkommenheit.

Die Deutschen waren schon in den ältesten Zeiten mit der Bereitung der Farben bekannt, und wußten die Thierfelle mit bunten Farben zu besprengen. Ihre Schilder bemahlten sie mit den ausgesuchtesten Farben, wodurch sie sich von andern Nationen ausgezeichnet hatten. Nach der Einführung des Christenthums wurde die Mahlerkunst in Deutschland mehr vervollkommnet, wozu die Abbildung der Heiligen die nächste Veranlassung gab. Ein Deutscher aus Marburg mahlte beyläufig um das Jahr 932 den Sieg Heinrichs I. so treffend, daß man nicht das Gemählde, sondern die Schlacht selbst zu sehen glaubte. Im Jahre 1311 wurden in Nürnberg Mahler als Bürger aufgenommen. Unter allen deutschen Mahlern zeichnete sich Albrecht Dürer,

der

der 1471 zu Nürnberg gebohren wurde, vorzüglich aus, und verdient der größte Mahler seiner Zeit genannt zu werden.

II.

Geschichte

derjenigen Künste und Handwerke, welche Produkte aus dem Thierreiche verarbeiten.

1.

Das Gerberhandwerk.

Die Kunst Thierhäute und Felle zu gerben, ist schon sehr alt. Die ältesten Völker der Welt benutzten gegerbte Häute und Felle zu ihrer Bekleidung. Schon zu Moses Zeiten hatte man sich lederner Schläuche zu Wasserleitungen bedient, die von gegerbten Häuten verfertigt waren. Das Gerben war anfangs sehr einfach. Man ließ die Häute und Felle ziemlich lange im Wasser weichen, alsdann zog man sie über die Knie, und streifte ihnen die Haare und die Wolle ab, und ließ sie am Winde trocknen. Waren sie trocken, so nahm man sie auf der Stelle zum Gebrauche. In Deutschland und in Gallien war die Bekleidung mit Thierfellen besonders unter den Soldaten sehr gewöhnlich, und diese Gewohnheit erhielt sich bis zur Zeit Karl des Großen. Die Deutschen und auch die Franken lernten lange vor Christi Geburth die Kunst, die Thierfelle vom Fett und von Haaren zu reinigen, von den Römern, welche damahls über Deutschland und Frankreich herrschten. Die Arten, das

Leder zu gerben, waren in der älteren Zeit so viele und so verschiedene, als sie es heutzutage sind, und geben uns den Beweis, daß die menschliche Vernunft auch hierin nicht beym Alten stehen bleibt, sondern immer zum Bessern fortschreitet. Im Jahre 1560 hat man angefangen das Alaunleder oder das ungarische Leder aus starken Ochsenhäuten zu bereiten, welches nicht in die Kalkäscher, sondern in Alaunwasser eingeweicht, mit Händen und Füssen gewalkt, in einem heißen Zimmer über Kohlen gehängt mit Unschlitt bestrichen wird. Später erfand man die Methode, die Häute mit Lohbrühe zu bearbeiten. Da diese Methode ein Lütticher erfand, so heißt das auf diese Art zubereitete Leder, das Lütticher Leder. Die Behandlung des Lütticher Leders besteht darin: man erhitzt zuerst die Häute, damit die Haare ausgehen, dann werden sie ausgewaschen, hernach läßt man sie in der Lohbrühe aufgehen, und endlich werden sie in die Grube gebracht. Das Erhitzen der Häute geschieht entweder durch aufgestreutes Salz oder in einer Stube, die eigens dazu stark geheitzt wird. Der berühmte Lederfabrikant in Frankreich, Hr. Sequin, hat vor 23 Jahren die Art entdeckt, die Häute in einer weit kürzeren Zeit zu gerben, als man sonst gewöhnlich dazu braucht. Gemäß dieser Art nimmt man guten und frisch gebrannten Kalk und verwahrt die Grube mit einem genau sich schließenden Deckel. Die Häute dürfen nur 14 Tage in dem Kalke liegen bleiben. In Berlin wurde diese Art Leder zu gerben geprüft, und als vortheilhaft erfunden. Ein Kalbfell, das auf diese Weise abgehaart und vorbereitet wurde, hatte man innerhalb 3 Tage vollkommen gahr gemacht, weil es jeden Tag frische Lohbrühe bekam. Ein Stück von einer starken Ochsenhaut, welches täglich frische

Loh-

Lohbrühe erhielt, konnte erst in 6 Wochen vollkommen gegerbt werden. Auch hat man in Deutschland entdeckt, daß die Blätter der Eiche, die Rinde der Buchweide und des wilden Kastanienbaums, statt der Lohe zu gebrauchen sind. In Niederösterreich hat der Hr. v. Meidinger die französische Schnellgerberey so sehr verbessert, daß Johann Eder, ein Rothgerber unweit Wien die schönsten Sohl- und Pfundhäute im Ganzen, ohne sie zu zerstückeln, höchstens in 6 Wochen, die Küh- und Roßhäute in 8 Tagen und die schweren Kalbfelle mit den Köpfen in 6 Tagen mit Ersparung des Lohs und des Arbeitslohn hat gerben lassen.

2.

Das Schumacherhandwerk.

Die Bekleidung der Füsse war in den ersten Zeiten der Weltschöpfung sehr einfach. Man nahm ein Stück Holz, welches man nach der Form des Fußes schnitt, als eine Sohle unterlegte, und mit einem Bande an dem Fuße befestigte. Zu Abrahams Zeiten hat man noch solche Schuhe getragen. Moses und Josue scheinen schon Schuhe gehabt zu haben, die den ganzen Fuß bedeckten, und Judith trug schon so schöne Schuhe, daß sie den Holofernes verblendeten. Zu den Zeiten der Römer bedienten sich die Männer auch schon Stiefeln von Ochsenhäuten, die sie roh um die Füsse legten. Ihre Schuhe bedeckten den ganzen Fuß bis an die Schienbeine. Die vornehmen Römer trugen gesteppte, und zierlich abgenähte Schuhe von Purpurleder. Bey den alten Deutschen waren gewöhnlich Halbstiefeln mit Schnüren, die bis an die Waden reichten, gebräuchlich, aber das Leder war noch roh, und die Schnüre bestanden aus Bast. Zur Zeit der Geburth Christi waren Schuhe

mit

mit hohen Absätzen üblich. Die Schuhe mit hohen Absätzen kamen aus Spanien nach Deutschland. Schuhe, die vorne sehr spitzig und aufwärts gebogen waren, trug man schon 1365 in Frankreich. Diese Mode verbreitete sich sehr schnell in andern Ländern von Europa. Mit den Schuhen wurde so eine Pracht getrieben, daß sie die Obrigkeit durch Verordnungen beschränken mußte. Im Jahre 1460 gab der Rath zu Nürnberg den Schustern ein Maß, wie lang sie die Spitze der Schuhe machen dürfen. Die reichen und vornehmen Frauen waren nicht zufrieden, daß sie ihre Feyertagsschuhe mit Edelsteinen besetzten, sondern sie stickten auch ihre Hausschuhe und Pantoffeln damit.

Es ist doch bemerkenswerth, daß von jeher die Menschen die Bedeckung des Kopfes und die Bekleidung der Füsse so gerne und so oft verändern, denn die Form der Hüte und Schuhe ist am meisten der Veränderung unterworfen.

3.
Das Sattlerhandwerk.

In den ältern Zeiten bediente man sich beym Reiten keiner Unterlage. Hernach legte man Decken und kleine Matratzen auf, woraus nach und nach der Sattel entstand. Die Sättel, die man im Jahre 300 nach Ch. G. erfand, waren anfangs mit Leder überzogen und mit Pferd- und Kuhhaaren ausgestopft. Um diese Zeit aber hatten die Sättel noch keine Knöpfe und keinen Rand des Sattelbaums. Im Jahre 1380 fiengen die Damen an, auf Quersättel zu reiten, weil man diese Art, nach welcher die Männer reiten, für unanständiger hielt. Ein Sattler in Paris hat neulich einen Sattel erfunden, an dem die Sattelbogen an beyden

Seiten beweglich sind, und der für alle Pferde brauchbar ist, ohne sie zu drücken, weil der Sattel der Bewegung des Reiters und des Pferdes nachgiebt. Zugleich ist die Schnalle, welche die Steigbügel trägt, so angebracht, daß sich mittels eines kleinen Riegels, der sich öffnen läßt, der Bügel zur Erde fällt, wodurch der Gefahr vorgebeugt wird, im Bügel hängen zu bleiben. Die englischen Sättel, die man für die besten hält, sind in Deutschland häufig nachgeahmt worden, und ihr Gebrauch erhält sich noch immer.

4.
Das Stickerhandwerk.

Das Stricken, besonders der Netze, ist schon alt. Christus sagte schon zu seinen Jüngern: Werfet die Netze aus. Das Stricken mit eisenen oder metallenen Nadeln ist eine spätere Erfindung, die einen geistreichen Kopf verräth. Das Stricken selbst aber ist die Sache eines jeden gemeinen Verstandes. Die Zeit, da die jetzige Strickkunst erfunden wurde, fällt in das Jahr 1500 nach Ch. G. Wer eigentlich die Strickkunst entdeckt hat, und wie sie entstanden ist, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Man vermuthet, sie sey in Spanien erfunden worden. Die Veranlassung zum Stricken soll die Veränderung der Kleidungsstücke gegeben haben. Vorher trug man eine Art Pantalons, die aus einem Stück Tuch bestanden, welches die Hüften, Schenkel und Beine zugleich bedeckte. Aber vor 300 Jahren fieng man an, die Stücke in zwey Theile zu theilen, in Hosen und Strümpfe. Vom Stricken der Strümpfe kam man auf die Kopf- und Händebedeckung, und strickte Mützen und Handschuhe. Man strickte anfangs in Wolle, dann in Seide und Biberhaa-

ren. Im Jahre 1547 trug König Heinrich II. in Frankreich die ersten gestrickten seidenen Strümpfe. Die Strümpfe aber von Biberhaaren erhielten sich nicht lange, weil sie sich in der Nässe zu sehr zusammenzogen. Der Strumpfwirkerstuhl ist eines der vorzüglichsten Werke der menschlichen Erfindung. Er besteht aus mehr als dritthalb tausend Theilen, und war in seiner Entstehung schon so vollkommen, daß er nur kleine Veränderungen bedurfte. Der Strumpfstricker Bazin in Paris brachte 1791 einige Verbesserung am Weberstuhle an, und erhielt dafür eine Belohnung. Auch webte er Strümpfe, die von Waden bis zur Fußsohle keine Nath haben, und darum dauerhafter sind.

5.
Das Tuchmacherhandwerk.

So wie sich die Frauenzimmer in den ältesten Zeiten mit dem Weben der leinenen Zeuge beschäftigten, so unternahmen sie auch die Verfertigung der Tücher. Der römische Kaiser August trug Kleider, die seine Tochter und Schwester verfertigt hatten.

Nach der Entstehung der Klöster haben die Nonnenschwestern die Tücher zu den Habiten bereitet und gewebt. Als aber in den kältern Ländern die Bekleidung mit Tuch allgemeiner wurde, haben die Männer sich dem Geschäfte des Tuchmachens unterzogen, welches heutzutage noch durch sie betrieben wird. Die französischen Tücher waren lange Zeit die berühmtesten, bis sich die Engländer mehr mit Tuchmachen beschäftigt hatten, welche ihre Tücher gewöhnlich in Holland färben ließen. Im Jahre 1641 wurden die melirten Tücher in England erfunden. In Stralsund erfand der Hutfabrikant Frey 1791 eine ganz neue Art Tuch aus

Kastor

Kastor zu verfertigen, welches wegen seines Glanzes und seiner Leichtigkeit Bewunderung erregte. Der Erfinder verkaufte an den Herzog von Mecklenburg Strelitz mehrere Stücke, worunter ein Stück von 9 Ellen lang und 3 Viertel breit, nicht mehr als 22 Loth wog.

6.

Das Schneiderhandwerk.

Die ersten Menschen lebten in einer sehr milden Himmelsgegend, wo sie keine künstlichen und erwärmenden Kleider bedurften. Im ersten Buche Moses heißt es, die ersten Menschen Adam und Eva flochten Feigenblätter zusammen, und machten sich Schürze. Dieß thaten die ersten Menschen aus Schamhaftigkeit, und nicht wegen des Schutzes gegen die Witterung. Als die Menschen sich vermehrten, und in rauhere Gegenden ziehen mußten, hatten sie sich mit rohen Thierfellen bekleidet, und da noch keine Nadeln und keine Faden erfunden waren, mit spitzigen Knochen oder Dornen und mit Bast zusammen gesteckt. Viele Menschen, welche keine Thierfelle hatten, bedeckten sich mit breiten Baumblättern. Noch vor der Sündfluth lernte man aus dem Inwendigen der Baumrinde, das man fadenweise abstreifte, eine Art von Zeug machen. Nach der Sündfluth fieng man an, die Schafwolle zu einem Filz zu verarbeiten. Als aber zu den Zeiten Abrahams das Spinnen der Wolle erfunden wurde, hatte man aus Fäden Zeuge gemacht, und sie zur Kleidung gebraucht. Zur Zeit, als Moses lebte, sind die Menschen an Kenntnissen schon sehr weit vorgerückt. Man machte künstliche Gewebe aus Flachs, Wolle und Kameelhaaren, womit man sich kleidete. Schon der ägyptische Joseph trug einen Rock von buntem Zeuge. Auch

fieng man um diese Zeit an, Blumen und andere Figuren in die Zeuge zu sticken. Bey den Alten bestand die Kleidung in einem langen geschlossenen Rocke, den man in der Mitte des Leibes gegürtet hatte. Die Vornehmen trugen Röcke, die unten mit einem breiten Pursaume eingefaßt waren. Die Kleidung war gewöhnlich aus einem ganzen gewebten oder gestrickten Stück Zeug verfertigt. Bey ihrer Verfertigung wurde wenig genäht. Die Nadeln, welche die Babylonier erfanden, gebrauchte man mehr zum Sticken als zum Nähen. In Frankreich wurden schon vor 1000 Jahren die Beinkleider erfunden, und fast jede neue Erfindung der Kleider gieng von Frankreich aus, welche die übrigen Länder von Europa nachzuahmen pflegten.

7.
Das Hutmacherhandwerk.

Die Bedeckung des Kopfes ist eine uralte Sitte. Jedes Volk hatte eine andere Art, je nachdem die Witterung des Landes war, sich zu bedecken. Schon vor Christi Geburth trugen die römischen Soldaten Hüte, die aus rauhen Schaffellen bearbeitet waren. Nachher verfertigte man Hüte aus Filz, die unter dem Kinn mit einer Schnur gebunden waren. Ihre Farbe war verschieden. Man trug gewöhnlich einen Hut von der Farbe, welche das Kleid hatte. War z. B. das Kleid roth, so mußte auch der Hut roth seyn, hatte das Kleid die blaue Farbe, so war auch der Hut blau. Die Form der Hüte hat in den ältern Zeiten so sehr gewechselt, wie sie heutzutage wechselt. Bald war sie spitzig, wie eine Pyramide; bald hatte der Hut kaum einen fingerbreiten Rand; bald mußte er so breit seyn, daß er das ganze Gesicht bedeckte, und gegen die Sonne und

den Regen schützte; bald ward der Kopf des Huts breit und niedrig auf die Art eines Birets, das die Priester in den Kirchen trugen. Endlich wurde die dreyeckige Form der Hüte eingeführt, welche aus Spanien nach Deutschland gekommen ist. In Deutschland machte 1421 ein Bürger aus Würzburg den ersten Versuch mit der Verfertigung eines Filzhuts. Den Filz verfertigte er aus Schaf- und Lammwolle so roh, wie ihn die Natur gab, und machte anfangs nur Kappen, die Hüten ähnlich waren, daraus. Dieser Bürger fand bald Nachahmer, welche es 1480 so weit brachten, daß sie aus einem rohen Wollfilz einen ganzen Hut verfertigten. Im Jahre 1500 fieng man schon an, Hasenhaare zu Verfertigung der Hüte zu gebrauchen, und die schon um einen Grad feiner waren. Im Jahre 1515 vermischte man zur Verfertigung der Hüte mit der feinen Schafwolle auch Biberhaare, und diese Art Hüte, die in Frankreich erfunden wurde, hieß man Kastorhüte, die wieder fester und feiner waren, als die von Hasenhaaren. Zu dieser Zeit waren allein die schwarzen Hüte Mode. Da die Hasen- und Biberhaare theurer wurden, so nahm man Kameelhaare, und Haare von Seidenhasen, die man vermengte, und dadurch einen festen Stoff bekam, um Hüte daraus zu verfertigen. Der Hutmacher Gigelberger von Erding in Baiern, der sich nachher in München ansäßig machte, verfertigte aus $\frac{2}{3}$ Hasenhaaren und $\frac{1}{3}$ Pappelwolle kastorähnliche Hüte, die sehr dauerhaft und fein waren, und auch starken Absatz fanden. Vor nicht langer Zeit hat ein Franzose in der Provinz Normandie zur Verfertigung der Hüte junge Ziegenhaare und etwas Weniges von Lämmerwolle gebraucht, die von so einer Dauerhaftigkeit und Feinheit waren, daß ihm ein Privilegium

auf 10 Jahre ertheilt wurde. Die Hutfabrikanten in Deutschland und Frankreich machen noch immer neue Versuche mit Verfertigung neuer Hüte, und suchen in der Vervollkommnung derselben einander zu übertreffen.

III.

Geschichte

derjenigen Künste und Handwerke, welche Produkte aus dem Mineralreiche verarbeiten.

I.

Der Bergbau.

Unter dem Worte Bergbau versteht man die Kunst, Erze zu entdecken, aus der Erde hervorzubringen, zu schmelzen und zu scheiden. Da man zur Entdeckung und Hervorbringung der Erze in dem Innern der Berge gleichsam einen Bau von Holz und Steinen führen muß, daß die Gruben, woraus man die Erze hohlt, nicht einstürzen können, so hat diese Kunst den Nahmen Bergbau erhalten. Die Noth, die Erfinderin aller nützlichen Dinge hat die Menschen auch auf die Entdeckung und den Gebrauch der Erze und Metalle geleitet. Die Erweiterung des Ackerbaus war die nächste Gelegenheit den Bergbau zu erfinden. Man wollte die Geräthschaften fester und dauerhafter machen, und erfand die Kunst Metalle aus der Erde zu bringen, und zum Gebrauche des Feldbaus zu verarbeiten.

Der

Der Bergbau ist eine mit vielen Beschwerden und Gefahren verbundene Kunst. Der Bergmann macht Aushöhlungen, oder legt Gruben in jenen Bergen an, wo er Erze, d. i. metallartiges Gestein zu finden glaubt. Eine solche Grube, die oft mehr als 1000 Schuh tief ist, heißt man Schacht. Wenn sich aber der Bergmann einen Gang aus dem Schacht in die Queere macht, so nennt man dieß ein Stollen. Oft geschieht es, daß diese Queergänge, wenn sie nicht fest von Holz und Stein gebaut sind, zusammenstürzen, und die Bergleute verschütten. Besonders beschwerlich sind dem Bergmanne die bösen Wetter oder Dämpfe, die ihm bey seiner Arbeit umschweben; daher geschieht es auch, daß die Leute, die beym Bergbau als Arbeiter in den Schachten angestellt sind, selten ein hohes Alter erreichen.

Den Bergbau, und die Bearbeitung der Metalle kannte man schon in den ältesten Zeiten. Thubal, ein Abkömmling Kains, wußte schon, wie Moses im 1. B. 4. erzählt, allerley Erze zu schmelzen und zu hämmern. Das Hämmern geschah anfänglich mit Kieselsteinen, die man Donnerkeile nannte, und woran Stiele befestigt waren. In Asien, besonders in Palästina erhielt der Bergbau zuerst eine höhere Ausbildung. Moses im 5. Buch 8. gedenkt auch schon der Eisen- und Kupferminen, die man in Palästina entdeckt hatte, und preist jenes Land glücklich, das sich des Bergbaus erfreuen kann. Zu den Zeiten Hiobs wurde der Bergbau noch mehr vervollkommnet. Damahls hat man nicht nur entdeckt, wie und wo man Gold und Silber aus der Erde bringt, sondern man hat schon das Schmelzen des Goldes und Silbers und der Eisen und Kupfersteine erfunden. Zu eben dieser Zeit,

wie Hiob im 28. Kapt. berichtet, wußte man schon von dem Berglicht, womit man die Finsterniß in dem Innern der Erde erleuchtete, und von den Stollen und Maschinen, womit man das unterirdische Wasser abzuleiten suchte.

Anhaltendes Nachdenken und oft wiederhohlte Versuche lehrten die Menschen auch das Hüttenwesen, als einen wesentlichen Theil des Bergbaus. In den Hütten nämlich werden die rohen Erze und Metalle, die aus den Bergen hervorgebracht werden, ausgeschieden, und veredelt. Von den Fortschritten, welche die Alten in der Ausscheidung und Veredlung der Erze gemacht haben, ist noch vieles in Dunkelheit gehühlt. Der Prophet Malachias am 3. Kapt. schreibt schon vom Schmelzen und Läutern des Goldes. Das erst geschieht, wenn man die verschiedenen Materien, womit die Metalle vermischt sind, geschieden hat. Es war also das Hüttenwesen in Asien schon früher bekannt, als Malachias vom Schmelzen der Erze schrieb, der um das Jahr 3000 nach der Weltschöpfung lebte. Von Asien verbreitete sich der Bergbau nach Griechenland, wo einige asiatischen Fremdlinge sich niederliessen und glückliche Versuche in Ausgrabung verschiedener Metalle anstellten. Vulkan und Prometheus waren unter den Griechen die ersten, welche den Bergbau zu einer bedeutenden Vollkommenheit brachten. Die Römer kannten den Bergbau schon vor Christi Geburth, und die Deutschen wußten um diese Zeit nicht nur Metalle zu Tage zu fördern, sondern auch zu scheiden und zu schmelzen. Auf dem Harz- und Erzgebirge soll der Bergbau unter den Deutschen zuerst angefangen haben. Von diesen beyden Gebirgen aus verbreiteten sich die Bergleute nach allen Provinzen Deutschlands,

besonders nach Böhmen und Steyermark, wo die ergiebigsten Bergwerke sind. Die Römer rühmten das norische oder oberdeutsche Eisen, das vorzüglich in Steyermark, welches ehemahls zu Baiern gehörte, erhoben und verarbeitet wurde.

2.

Das Glasmachen.

Die Phönicier, ein uraltes Volk, das beyläufig vor 3000 Jahren lebte, hat, und zwar durch einen Zufall, das Glas erfunden. Es landeten einige Kaufleute am Ufer eines Flußes mit einem Schiffe, worauf Salpeter geladen war. Die Schiffleute machten Feuer, und wollten ihre Speisen kochen. Statt des Heerdes, worauf sie die Kessel stellten, bedienten sie sich einiger Stücke Salpeter. Diese Salpeterstücke geriethen mit dem Sande, der am Ufer lag, in Brand, und verwandelten sich in eine durchsichtige Materie. Dieß erregte Aufsehen. Man dachte nach, und erfand die Kunst Glas zu machen. Zur Verfertigung des Glases wurde Salz, Sand und Pottasche gebraucht. Von den Phöniciern lernten die Aegypter das Glasmachen, welche es durch weiteres Nachdenken zu einen höhern Grad der Vollkommenheit gebracht hatten, indem sie das Glas durch Blasen bildeten, auf einem Drehstuhl die Gestalt geben konnten, die sie haben wollten, und auch schon zu schneiden verstanden. Als aber Aegypten eine kurze Zeit vor Christi Geburth von den Römern erobert wurde, hatte man auch in Rom angefangen Glas zu machen. Ein Künstler in Rom hatte die Verfertigung des Glases wieder noch mehr vervollkommnet, indem er auch Gypsstaub und Braunstein zusetzte, wo-

durch

wodurch das Glas eine vorzügliche Reinheit und Weiße erhielt.

Das Glas wurde in Rom und in ganz Italien dem Gold und Silber gleich geachtet. Dieß beweiset folgende Geschichte. Ein römischer Bürger erfand die Kunst dem Glase eine solche Festigkeit zu geben, daß es so wenig als Gold und Silber zerbrach, und doch biegsam wie ein Metall war. Er machte einmahl von reinsten Glase einen Becher, den er dem Kaiser Tiberius, dem nähmlichen Kaiser, unter dessen Regierung, Christus unser Erlöser gelebt hatte, überreichte. Der Kaiser und alle Anwesenden erstaunten über die Schönheit dieses Bechers. Tiberius fragte den Künstler, ob diese Kunst mehrern bekannt sey? Nein, antwortete der Glasmacher. Hierauf befahl der grausame Kaiser diesen Mann sogleich den Kopf abzuschlagen, damit diese Kunst nicht bekannt würde, und dem Golde und Silber nicht den Werth benehmen möchte.

So gewöhnlich und allgemein das Glas in Italien, Frankreich und Deutschland war, so hatte man doch in den alten Zeiten noch nichts von Glasfenstern gewußt. Statt der Glasfenster bediente man sich besonders in Frankreich und Deutschland des in Oel getränkten Papiers, und des den geschabenen Leders, sogar die Hörner der Ziegen und Schafe, die weich gesotten, breit geschlagen und dann rund geschnitten wurden, benutzte man statt der Fenster. Die Zeit, da die Glasfenster eingeführt wurden, kann man nicht genau bestimmen. Doch weiß man so viel, daß der hl. Benedikt als er in England im J. 674 neue Klöster erbaute, die Glas- oder Fenstermacher aus Frankreich dahin kommen ließ. Auch in Baiern war im J. 983 das gefärbte Glas bekannt, indem der Abt Gosbert zu Kloster

Te-

Tegernsee sich mit dem Grafen Arnold um dieselbe Zeit über die buntfärbigen Fensterscheiben verabredet hatte. Die Kunst dem Glase alle Farben zu geben, ist sehr alt. Nach und nach aber gieng diese Kunst verlohren, bis sie endlich wieder vor 3000 Jahren erfunden worden ist.

Als das Färben der Gläser schon sehr allgemein war, begnügte man sich nicht mehr mit gefärbten Gläsern, sondern fieng an, die Gläser zu mahlen. Anfangs war die Glasmahlerey sehr unvollkommen. Man mahlte nähmlich mit Wasser- oder Leimfarben auf Glas. Da aber der Regen die Farben abwusch, so erfand man Schmelzfarben, mahlte damit auf Glas, und ließ sie in das Glas einbrennen. Albrecht Dürer, ein gebohrner Nürnberger, hatte die Kunst Glas zu mahlen zu einem Grade von Vollkommenheit gebracht, den alle Erwartung übertraf.

3.

Die Goldschmiedkunst.

Das Gold, das edelste unter allen Metallen blieb den ersten Völkern der Erde nicht lange unbekannt. Abrahams Reichthum bestand zum Theil schon in goldenem Geschmeide; denn des Abrahams Knecht schenkte, wie Moses erzählt, der Rebekka zwey goldene Armbänder. In Aegypten gab es schon frühezeitig Goldschmiede, indem die Israeliten viele goldene und silberne Geräthschaften aus Aegypten mitnahmen. Die Israeliten hatten nachher ihre eigenen Gold- und Silberarbeiter, unter denen vorzüglich Bezelel und Achaliab berühmt waren. Der König Antiochus, dessen die heil. Schrift erwähnt, hat einen fein aus Gold gearbeiteten Aufsatz und einen goldenen Hängeleuchter zu Rom in einem heidnischen

Tem-

Tempel aufstellen lassen. Von den Israeliten lernten die Griechen die Kunst das Gold zu bearbeiten, welche sie zu einer höheren Vollkommenheit, als die übrigen Völker gebracht haben. In Griechenland haben Könige und Helden sogar goldene Waffen getragen, und täglich aus goldenen Kannen und Bechern getrunken. Bey den ersten Deutschen muß auch die Bearbeitung des Goldes bekannt gewesen seyn, weil die Bojer (Baiern) den Hirnschädel eines getödteten römischen Feldherrn mit Gold belegt, und daraus getrunken haben. Der heilige Bonifazius, als er aus England nach Deutschland kam, hat der Abtissinn zu Chadburg in England einen silbernen Becher geschickt, der von einem deutschen Silberarbeiter verfertigt wurde.

Da die Fortschritte der Arbeiten im Golde von der Vervollkommnung der Zeichenkunst abhängt, womit sie in engster Verbindung steht, so haben sich jene in gleichen Grade mit dieser vervollkommnet. Unter den Künstlern dieser Art zeichnen sich die Seethaler in Augsburg aus, derer kunstreiches Silbermagazin allgemeine Bewunderung erregt.

4.
Das Schmiedhandwerk.

Die Kunst das Eisen zu schmieden ist eine Erfindung eines Nachkommen des Kain, der Tubalkan hieß. Die nächste Veranlassung gab ihm der Feldbau, welcher immer mehr an Vollkommenheit stieg. Vor der Erfindung der Kunst das Eisen zu schmieden, sollte man schon gewußt haben, das Kupfer zu schmelzen und zu verarbeiten, weil es leichter und weicher als das Eisen ist. Dieß aber ist nur eine Vermuthung. Indessen ist es gewiß, daß die Israeliten um das Jahr 2454 nach der

W. S. mit vielen kupfernen Töpfen und Kesseln versehen waren, als sie aus Aegypten ausgezogen sind, und auch dort das Schmieden des Eisens und Kupfers gelernt hatten. Anfangs wurde das Schmieden des Eisens bey jenen Geräthschaften, die zum Ackerbau gehörten, angewendet, und die Verarbeitung des Kupfers diente zur Verfertigung allerley Geschirre. Als die Völker anfiengen sich feindselig gegen einander zu betragen, und das Bekriegen üblich wurde, so erhielt die Schmiedekunst einen höheren Grad von Vollkommenheit. Man beschlug Beile: Picken, Streitärte, Pfeile mit Eisen; verfertigte Schwerter von verschiedenen Formen, bekleidete sich mit eisernen Kappen, Panzern und deckte sich mit eisernen Schildern. Nach der Erfindung des Schieß-Pulvers stieg die Schmiedekunst wieder höher, indem man wieder neue Mordgewehre von Eisen, Kupfer und andern Metallen erfand. Nikola List, gebohren zu Waldburg bey Zwickau, erfand um das Jahr 1656 eine kleine Schmiedmaschine, die er immer bey sich trug, und womit er im Kleinen alle Arbeit eines Schmieds vornehmen konnte.

5.
Das Zinngießerhandwerk.

Die Kunst Geschirre aus Zinn zu verarbeiten, war schon zu Moses Zeiten bekannt. Wer es nicht vermochte, seine Speise- und Trinkgefässe von Gold und Silber beyzuschaffen, ließ sie von Zinn verfertigen. Wie die Arbeiten der Gold- und Silberschmiede an Schönheit und Vollkommenheit zunahmen, so verschönerten und vervollkommneten sich auch die Geschirre und Gefässe der Zinngießer. Die meisten und schönsten Arbeiten werden von den Engländern und Spaniern geliefert. Das englische

sche Zinn ist heutzutage noch allgemein gesucht und berühmt. Ein Zinngießer in Nürnberg, Nahmens Melchior Koch, soll vor 1500 Jahren die Kunst entdeckt haben, das Zinn dauerhaft gelb zu färben, so daß man es für vergoldet hielt. Diese Kunst scheint, da man dergleichen Gattung heutzutage nicht mehr sieht, und auch nicht mehr verfertigt, wieder verlohren gegangen zu seyn. Einige Aerzte haben entdeckt, daß im Zinne Arsenik stecke, aber einige andere Aerzte haben 1781 bewiesen, das Zinn enthalte so wenig Arsenik, daß sie gar nicht schädlich werden könne, wenn man Geschirre von Zinn zum Kochen der Speisen gebraucht.

6.

Das Töpferhandwerk.

Vom Kochen der Speisen wußten die ersten Menschen nichts. Sie assen nur Baumfrüchte. Nachher genoß man auch Fleisch und Fische, die man an der Sonne dörrte, und dann aß. Man hatte also kein Geschirr nöthig. Nach der Erfindung des Feuers hat man das Fleisch an der Flamme gedörrt und gebraten. Ein Zufall konnte die Menschen dahin führen, Wasser am Feuer heiß zu machen. Allein es fehlte am Geschirre. Töpfe mußten also erfunden werden. Man goß in einen hohlen Stein, oder in ein Felsenloch Wasser, und warf brennende Kohlen oder glühende Steine hinein, und zwar so lange, bis das Wasser siedend wurde. Die Menschen mußten bald überdrüssig werden, ihre Speisen auf eine so eckelhafte und langsame Weise zu zubereiten. Nun machte man Töpfe, und zwar nur aus Holz, und überzog sie mit Thon. Dieser Ueberzug schützte das Geschirr vor dem Anbrennen, und gab den Speisen Zeit zum Kochen. Von den hölzernen Töpfen

pfen kam man zu den irdenen. Durch Nachdenken bemerkte man, daß gewisse Erdarten dem Feuer widerstünden, und man nahm um Töpfe zu machen, gewisse Gattungen von Erde. Die ersten Gefäße waren bloß von Leim, oder Thon, die man an der Sonne trocknete. Die Aegypter hatten zuerst irdene Töpfe verfertiget, von denen es die Israeliten während ihrer Gefangenschaft gelernt hatten. Die Glasur der irdenen Gefäße ist ebenfalls schon sehr alt, die aber einige Zeit nach Christi Geburth wieder verloren gieng. Ein Töpfer zu Schlettstadt im Elsaß erfand 1006 die Kunst zu glasuren wieder. Nachher gieng sie wieder verloren, und 1200 kam man wieder auf ihre Erfindung.

7.

Das Schlosserhandwerk.

Die Thüre mit einem Schlosse zu schließen, ist so eine alte Erfindung, und 1000 Jahre vor Christi Geburth war schon eine Art Schlosses bekannt. Anfangs waren die Schlösser sehr einfach, und bestanden nur aus einem eisernen Riegel, den man an der inwendigen Seite der Thüre vorschieben konnte. Zu dieser Art Schlosses bedurfte man keines Schlüssels. Als die Schlösser mehr vervollkommnet wurden, erfand man auch den Schlüssel, womit man die Thüre von Innen und Außen öffnen konnte. Nachdem die Schlösser immer allgemeiner wurden, so haben sich einige Schmiede ganz allein auf die Verfertigung der Schlösser verlegt, und so entstand das Schlosserhandwerk. Die Schlösser mit dreyen Zacken wurden von den Griechen erfunden, und nachher in Frankreich zuerst eingeführt. Das Schloß- oder Riegelwerk, mittels dessen man die Thüren von Außen und Innen öffnen und schließen kann, entdeckte 1540 der

Kunstschlosser, Hans Ehrmann in Nürnberg, der 1551 starb. Die sogenannten französischen Schlösser, welche rund sind, und sich drey Mahl schließen, erfand ein Deutscher zu Gera im Voigtlande, mit Nahmen Gottfried Freytag um das Jahr 1737, als er noch Lehrjunge war. Der Schlosser Georget in Paris hat ein Mittel gefunden, es unmöglich zu machen, ein Schloß mit dem Nachschlüssel, oder mit dem rechten Schlüssel, wenn man es nicht will, zu öffnen. Das Kombinationsschloß erfanden 1778 zwey Franzosen. Dieses Schloß wird durch keinen Schlüssel geöffnet, sondern nur dadurch, daß man die Federn, aus denen es zusammen gesetzt ist, nach einem Wort oder einer Zahl richtet, die nur der Eigenthümer weiß, der also auch nur allein das Schloß öffnen kann. Die Abänderungen und Verbesserungen mit Kunst verfertigter Schlösser hat bis zu unsern Zeiten einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht.

8.

Die Urmacherkunst.

Die ersten Menschen kannten keine andere Eintheilung des Tages, als den Auf- und Niedergang der Sonne. Einige denkende Hirten und Ackersleute, welche den ganzen Tag unter freyem Himmel waren, bemerkten bald, daß in der Mitte des Tages der Schatten am kürzesten sey. Nun wußte man schon den Tag in drey Theile zu theilen, nähmlich in den Morgen, Mittag und Abend. Diese Eintheilung war der erste Schritt zur Entstehung der Uhren. Die ersten Uhren waren die Sonnenuhren, und wurden 1500 vor Christi Geburth erfunden. Die ältesten Sonnenuhren hatten weder Ziffern noch Zeiger, sondern schwarze Linien, die in einer

gewissen Entfernung von einander standen. Beschien die Sonne die erste Linie, so war es die erste Stunde; beschien sie die zweyte, so war es die zweyte Stunde u. s. w. Diese Art Sonnenuhren zeigten nur die Zeit beym Tage an, in der Nacht aber wußte man doch nicht, wie man an der Zeit war. Allein die Menschen, welche nachdenken, finden bald Mittel, sich zu helfen. Das Hahnengeschrey diente zum Anzeiger der Zeit in der Nacht. Im Evangelium liest man Stellen, die sich auf diese Eintheilung der Nachtszeit beziehen. Christus sagt zu Petrus: „Ich sage dir, heute, in dieser Nacht, ehe der Hahn zwey Mahl kräht, wirst du mich drey Mahl verläugnen.“

Um die Zeiten des Tages genauer zu bestimmen, bediente man sich statt der Sonnenuhren der Wasseruhren. Die auf folgende Weise eingerichtet waren: Man nahm eine irdene Schale, und füllte sie mit Wasser. Unter diese Schale setzte man ein anderes leeres Gefäß, worein das Wasser tröpfelte. Dann gab man Acht, wie viel Wasser aus der Schale von Sonnenaufgang bis Mittag in das darunter stehende Gefäß tröpfelte. Diese Zeit von Sonnenaufgang bis Mittag theilte man in sechs Stunden, und so auch die Zeit von Mittag bis Abend. Man nahm daher den sechsten Theil des abgetröpfelten Wassers, und goß es in das obere Gefäß. War dieser Theil des Wassers abgetröpfelt, so war eine Stunde vorbey, und das abgetröpfelte Wasser mußte wieder aufgegossen werden. Es mußte also derjenige, welcher die Stunden vom Aufgange der Sonne bis zum Mittag genau wissen wollte, sechs Mahl das Wasser aufgießen. Uebersah man das Aufgießen des Wassers nach dem Ablauf einer Stunde, so konnte er die Stunden nicht mehr mit Bestimmtheit

zählen. Zugleich gieng durch das stundenweise Aufgießen viel Wasser verlohren, wodurch es geschah, daß die Stunden nicht mehr so genau angezeigt werden konnten. Man dachte also wieder auf ein anderes Mittel, dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, und erfand die Sanduhren.

Da der Sand ein bequemeres Material ist, so wählte man, um die Zeittheile genauer anzuzeigen, den Sand. Den Sand, welchen man zu Uhren brauchte, war roth, und wurde rein gewaschen und gedörrt, dann in einer Pfanne gebrannt und wohl zwanzig Mahl durch feine Siebe geschlagen. Der gebrannte Sand wurde in ein Glas geschüttet, worauf ein messingenes Blättchen gelegt, in dasselbe eine kleine Oeffnung gestochen, ein anderes Glas darauf gestellt, und mit Pech verkittet wurde. Endlich pichte man die beyden Gläser zusammen, umwand sie mit Faden, und setzte sie in das Gehäuse. Die Sanduhren hatten vor den Wasseruhren den Vorzug, daß jene eine längere Zeit den Sand behielten, und zuverlässiger die Stunde anzeigten, als diese. Aber sie zeigten nur eine Stunde an, und wenn der Sand nach der Stunde abgelaufen war, so mußten die Gläser wieder gestürzt werden. Wer also das Umstürzen der Gläser nicht beobachtete, wie es bey der Nacht nicht möglich war, der wußte daher auch nicht, wie er an der Zeit war. Die Sanduhren werden heutzutage noch auf den Schiffen gebraucht.

Als die Menschen immer mehr in der Bildung des Verstandes vorrückten, genügten ihnen auch die Sanduhren nicht mehr. Mit der Vermehrung der häuslichen Geschäfte und Verbreitung der Künste und Handwerke, wurde eine regelmässige Eintheilung der Zeit sowohl des Tages als der Nacht ein großes Bedürfniß. Dieses

Bedürfniß veranlaßte die denkenden Menschen zur Erfindung der Räderuhren. Den ersten Versuch mit Räderuhren machte 1050 ein Geistlicher zu Verona, mit Nahmen Pacificus. Anfangs waren die Räderuhren von Holz, und wurden durch Steine, die man an die Räder hieng, in Bewegung gesetzt. Im Jahre 1368 hatte man in Deutschland schon Schlaguhren, welche auf den Kirchthürmen aufgestellt waren. In Deutschland sind die ersten Thürmuhren zu Straßburg, Speyer, Breslau und Augsburg eingeführt worden. Um die nähmliche Zeit gab es auch schon Weckuhren, die man gewöhnlich in den Klöstern antraf, und bestimmt waren, die Geistlichen bey der Nacht zum Chorgebeth zu wecken. Erst im Jahre 1520 erfand ein Uhrmacher in Nürnberg, mit Nahmen Peter Hele, die Taschenuhren. Sie waren sehr eyförmig, hatten Saiten statt der Kette, und zeigten bloß die Stunden an. Die Kunst Taschenuhren zu verfertigen hat sich in kurzer Zeit sehr vervollkommnet. Nachher wurden auch Hals- und Ringuhren verfertiget. Kaiser Karl der Fünfte, der vor 200 Jahren lebte, soll schon eine Uhr im Fingerringe getragen haben, welche mit Zeiger und Glocke versehen war. Die gemeinen Taschen- und Wanduhren müssen alle 24 oder 30 Stunden aufgezogen werden; es giebt aber auch Uhren, die eine Woche, ein Monath, auch ein Jahr lang gehen, ohne daß man sie aufziehen darf. Zu Basel in der Schweitz schlagen alle Stadtuhren um eine Stunde früher, als die Uhren in andern Orten. Ist es z. B. anderswo 12 Uhr, so ist es in Basel schon 1 Uhr. Eine Bürgerverschwörung soll die Ursache dieser Gewohnheit seyn. Unruhige Bürger nähmlich haben eine Verschwörung verabredet, und sind übereingekommen, zu einer gewissen Stunde sich des Bür-

germeisters und der vornehmsten Rathsherren zu bemächtigen. Der Bürgermeister hat zu rechter Zeit die Verschwörung entdeckt, und zugleich den Einfall gehabt, alle Uhren der Stadt um eine Stunde vorrücken zu lassen. Durch diese Täuschung wurden die verschworenen Bürger irre gemacht, und jeder glaubte, er habe die verabredete Stunde versäumt. Auf diese Weise blieb der boshafte Plan unausgeführt. Zum Andenken an diese Begebenheit ist das Früherschlagen der Stadtuhren beybehalten worden.

III.

Geschichte

derjenigen Künste und Handwerke, welche Produkte verarbeiten, deren Stoff aus allen drey Naturreichen entnommen ist.

I.

Die Zeichenkunst.

Die Erfindung der Zeichenkunst ist sehr alt. Sie war schon bekannt, ehe Noe die Arche erbaut hatte. Zu dieser Zeit war sie noch sehr unvollkommen. Die erste Veranlassung zur Zeichenkunst gab der Schatten, den die Körper im Sonnenscheine oder beym Feuer werfen. Diesen Schatten umzog man mit einer Linie, die den Umfang genau befolgte. Ein gewisser Gyges aus Lydien stand einst beym Feuer, und sah seinen Schatten an der Wand, welchen er mit Kohle nachgezeichnet

net hatte. Dieser Gyges soll der Erfinder der Zeichenkunst gewesen seyn. Nachher fieng man an nach dem Schatten der Thiere, Bäume und Blumen zu zeichnen. Dieses Zeichnen war immer noch sehr einfach. Man umzog den Schatten mit einer Linie, und nach dem Verschwinden des Schattens, blieb die Umfangslinie übrig, welche sodann mit der Figur des Körpers Aehnlichkeit hatte. Nachher suchte man in die Figuren auch Schatten und Licht zu bringen, wodurch die ersten Zeichnungen vollkommener wurden. Man zog nähmlich innerhalb des Umrisses einige Linien, und brachte dadurch Schatten und Licht an. Die ersten Zeichnungen von Körpern wurden an den Wänden versucht, dann zeichnete man auf flaches Holz, welches mit dem Griffel geschah. Auch Kreide und Röthel wurden anfangs zum Zeichnen gebraucht. Die Körper, welche man mit freyer Hand zeichnete, waren anfangs so unvollkommen, daß man es oft nur errathen mußte, was sie vorstellten. Durch Uebung, die allein den Meister macht, stieg auch die Zeichenkunst zu höherer Vollkommenheit. Man brachte sie in gewisse Regeln, und vervollkommnete sie auf diese Weise immer mehr. Die Zeichenkunst gab Anlaß zur Entstehung der Schreibkunst.

2.

Die Schreibkunst.

In den ältesten Zeiten verstanden die Menschen noch nicht zu schreiben. Wollte daher ein Abwesender einem andern eine Nachricht mittheilen, so mußte er sie ihm durch den Bothen entweder mündlich sagen, oder sie ihm durch verabredete Zeichen wissen lassen, die der Bothe vor den Augen des Abwesenden machen

mußte.

mußte. Nun fiel es nachdenkenden Menschen ein, Bilder von verschiedenen Körpern, als Thieren, Bäumen, Blumen 2c. zu zeichnen. Anfangs wußte man sie nur nach ihren Schatten darzustellen, bis man sie mit freyer Hand zu zeichnen lernte. Diese freye Handzeichnungen gaben die nächste Gelegenheit zur Erfindung und Ausbildung der Schreibkunst. Das Nachdenken der Menschen erzeugte bey diesen Zeichnungen den Gedanken, mit diesen Bildern noch andere ähnliche Begriffe zu verbinden, und auszudrücken. So z. B. stellte das Bild des Löwen die Stärke, das Bild des Hundes die Treue 2c. vor. Diese Art, sich andern verständlich zu machen, hieß man Bilderschrift.

Diese Bilderschrift hatte das Unbequeme, daß sie nur dem verständlich war, der sie gemacht hatte. Diese Unverständlichkeit veranlaßte die Erfindung der Buchstabenschrift. In den ältesten Zeiten schrieb man von der Rechten zur Linken, und gebrauchte nur 16 Buchstaben; als a, b, c, d, e, f, g, h, i, l, m, n, o, u, r, s. Als die Schreibkunst immer mehr ausgebildet wurde, brauchte man nebst dem b noch das p, nebst dem c das k und z 2c. In Deutschland fieng man 900 Jahre nach Christi Geburth an, deutsch zu schreiben, jedoch mit lateinischen Buchstaben. Erst um das Jahr 1100 wurden die deutschen Buchstaben in Deutschland eingeführt. Von der Zeit an, da die deutschen Buchstabenschrift entstanden, mußte sie sehr viele Veränderungen leiden, wobey die Buchstaben bald mehr, bald weniger sich ihrer Vollkommenheit näherten. Eine einfache, schnörkellose mit Schatten und Licht sanft abwechselnden, mehr runden als eckigten Form der Buchstaben, wodurch ihre Verbindung unter

einander leicht geschehen kann, führt gewiß die Buchstabenschrift ihrer Vollkommenheit am nächsten *).

Das Schreibmaterial hieß man Schreibmassen, worauf und womit man schrieb. Anfangs bediente man sich der Baumblätter, als von Oliven-, Palm- und Pappelbaum ꝛc. und eines zugespitzten Holzes oder Eisens, womit man Züge in das Blatt ritzte, und mit Oel überstrich, wodurch die Schriftzüge schwarz wurden. Mehrere solche überschriebene Blätter machten ein Buch aus, daher man jetzt noch ein einen Blatt des Buches den Nahmen Blatt giebt. Nachher fiengen die Alten an, auf das Innere der Baumrinden oder des Bastes von der Linde, Birke ꝛc. zu schreiben. Nun schritt man immer zu härteren Materialien fort. Man schrieb auf Steine, Holz, Bley, Elfenbein und Seemuscheln. Die zehen Gebote Gottes waren schon auf Stein geschrieben, und zu den Zeiten des Propheten Isaias schrieb man auch auf Holz. Die Römer bedienten sich beym Schreiben mit Wachs überzogener Tafeln

*) Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst wurde die Schreibkunst in den Elementarschulen sehr vernachlässigt. Von dieser Vernachlässigung fühlt man noch die Spuren in unsern deutschen Schulen. Es ist unverantwortlich, daß man die Kinder heutzutage noch mit dem Drucklesen so lange hinhält, da viele derselben die Schulen verlassen, ohne ein einsylbiges Wort richtig aus dem Kopfe niederschreiben zu können. Jeder nachdenkende Schulmann weiß es, daß die Kinder mehr Freude zum Schreiben als zum Lesen äußern, daß sie das Schreiben früher und leichter lernen als das Lesen. Und sollte man den Schulunterricht nicht vom Leichtern anfangen und zum Schwerern fortschreiten? — Sollte man daher die Kinder nicht zuerst das Schreiben lehren, oder wenigstens den Schreibunterricht mit dem Leseunterricht zugleich anfangen? — Ehe es gedruckte Schriften gab, mußten ja auch die Kinder zuerst schreiben, und dann das Geschriebene lesen lernen. Warum will man diese uralte und naturgemessene Methode nicht mehr befolgen? —

feln, worauf nachher auch die alten Deutschen zu schreiben lernten.

Das Werkzeug, womit man schrieb, war in den ältesten Zeiten, wenn man auf Elfenbein, Bley oder Holz schrieb, gewöhnlich ein eisener Griffel. Dieser Griffel war bey den Römern an einem Ende spitzig, und an dem andern breit. Mit dem spitzigen Ende gruben sie die Buchstaben auf die mit Wachs überzogenen Tafeln, und mit dem breiten löschten sie das Geschriebene wieder aus. Nach Erfindung des ägyptischen Papiers schrieb man mit Schilfrohr, das fast wie unsere Federn geschnitten war. Die Federn, die man jetzt mit gespaltener Spitze gebraucht, sind beyläufig 636 nach Christi Geburth eingeführt worden.

Die Tinte wurde anfangs aus Ruß zubereitet, wovon aber die Buchstaben gelb geworden sind. Nachher nahm man Weinstein und Kohlen, auch Vitriol. Diese Tinte war nicht flüßig genug, und man fieng an, aus gestossenen Gallusäpfeln, Gummi, Vitriol, Weinessig und warmen Regenwasser Tinte zu zubereiten, die heutzutage noch üblich ist.

3.
Die Baukunst.

Am Anfange hatten die Menschen keine künstlichen Wohnungen nöthig. Sie lebten in einer so milden Gegend, daß sie von Hitze und Kälte nichts zu leiden hatten. Bey großem Wind und Regen nahmen sie ihre Zuflucht in Klüften und Höhlen.

Die ersten künstlichen Wohnungen waren aus Aesten geflochten, mit einigen Stangen unterstützt, und mit Leim oder roher Erde bedeckt. Als der Ackerbau mehr in Aufnahme kam, fieng man, die Hüten von geflochtenen

tenen Stroh oder langem Grase zu errichten, und mit breiten Blättern oder Thierfellen zu bedecken. Bey jedem Baue einer Wohnung lernte der nachdenkende Mensch neue Kunstgriffe, seinen Aufenthaltsort zu verschönern, und bequemer und dauerhafter zu machen. Die Menschen, welche nahe an Wäldern sich aufhielten, erfanden gar bald die Kunst Bäume zu fällen, und zu verbinden, und sich Wohnungen von Holz zu bauen. Das erste hölzerne Gebäude, dessen die Geschichte erwähnt, war die Arche Noe. Jene Menschen hingegen, welche unweit Steinklüften und felsigten Gebirgen lebten, bauten sich Wohnungen aus rohen Steinen, die sie so glatt zu machen lernten, daß sie genau auf einander paßten, ohne daß es nöthig war, sie mit Mörtel zu verbinden. Die Gestalt der ersten Menschenwohnungen war größtenheils rund und endigte sich wie eine Kegelspitze. Das Licht, welches die Wohnung erhellen sollte, kam durch die Thüre hinein. Nach der Erfindnng des Feuers wurden die Speisen auf der Erde gekocht, und der Rauch gieng durch ein Loch, welches an der Spitze des Daches angebracht war, hinaus. Als die Menschenwohnungen sich immer mehr vervollkommneten, dachte man auch auf die Errichtung der Tempel für die Gottheit. Gewöhnlich errichtete man die heiligen Gebäude auf Bergen oder in Wäldern. In Wäldern bestanden sie aus Holz und auf Bergen aus Steinen. Durch die Einrichtung der Tempel wurde die Baukunst ungemein vervollkommnet, indem sich die Menschen dabey vorzüglich bestrebten, die Wohnung der Gottheit schön, fest und groß zu bauen. König Salomo fieng im Jahre 2973 der Weltschöpfung an, den prächtigen Tempel zu Jerusalem zu bauen, den er innerhalb sieben Jahre vollendet hatte. Die Steine des

Tem=

Tempels waren von Marmor, und das Holz von Cedern. Die heidnischen Völker haben nicht weniger ihre Städte mit prächtigen Tempeln, Grabmählern und Pallästen geziert. Bey der Einführung der christlichen Religion wurden viele Tempel der Heiden in christliche verwandelt. In den Städten, wo keine solche Tempel vorhanden waren, baute man besonders in Frankreich und Deutschland ganz neue Kirchen. Die Bauart der Kirchen besonders in grossen Städten war gewöhnlich gothisch. Gemäß dieser Bauart hatten die Gebäude kühne, hohe Gewölbe, und feste starke Mauern, welche mit allerley Schnörkeln, Blumen, Nischen und durchbrochenen Thürmchen verkleidet waren. Man durchbrach sogar die ungeheuren Thürme, so daß die Treppen in der Luft zu schweben schienen, gab ihnen äußerst hohe Fenster, und verzierte von Außen die Kirchen mit Statuen der Heiligen und die öffentlichen Staatsgebäude mit Figuren großer Helden oder merkwürdiger Thiere. Diese Bauart hat ihren Nahmen von den Gothen, einem Volke, das schon vor Christi Geburth aus Schweden kam, und sich in Italien und Deutschland niederließ. Heutzutage sieht man in Deutschland noch mehrere Gebäude, die von gothischer Bauart sind. Unter die berühmtesten gehören die Münsterkirche und der Thurm zu Straßburg. Der Thurm ist reich verziert, ganz durchsichtig, und so künstlich gebaut, daß man von oben durch das ganze Gebäude bis an die Orgel der Kirche sehen kann. An den äußern Ecken laufen steinerne Treppen hinan, die ebenfalls durchsichtig und mit eisenen Geländern versehen sind. Der Baumeister dieses weltberühmten Thurmes nnd der Kirche war ein Deutscher, mit Nahmen Erwin von Steinbach. Nebst diesen Gebäuden ist die Münsterkirche in Ulm merkwürdig,

die

die sich durch ihre Höhe und ihren Umfang auszeichnet. Die Stephanskirche zu Wien, deren Bau, 1140 angefangen und 1360 vollendet wurde, nebst dem hohen Thurme sind Meisterwerke der gothischen Baukunst. Auch der St. Martinsthurm zu Landshut ist wegen seiner kegelförmigen Höhe und Festigkeit berühmt.

Die Häuser der alten Deutschen, als sie anfiengen Handwerke zu treiben, wurden von Holz gebaut. Die öffentlichen Gebäude bestanden in grossen Städten aus zweyen Stockwerken, die Privathäuser aber nur aus einem Stockwerke. Die Dächer waren viele Jahrhunderte hindurch auch in den größten Städten nur von Stroh. Endlich fieng man an in den größern Städten die Häuser von Backsteinen zu bauen, und die Dächer mit Ziegel zu decken. Die Gassen der Städte blieben noch lange Zeit ohne Pflaster, und die Thürme ohne Uhren.

4.
Die Bildhauerkunst.

Die Kunst Bilder zu machen, verliert sich in das graueste Alterthum. Zuerst lernte man Bilder aus Erde und Thon zu verfertigen. Nachher versuchte man auch Bilder der Menschen und Thiere aus Holz, Stein und Elfenbein nachzubilden. Anfangs waren die Bilder nur einförmige Klötze und plumpe Steinmassen. Um ein Götzenbild darzustellen, nahm man zwey etwas zugerichtete Hölzer, die man in einiger Entfernung aufstellte, und mit zweyen Queerbalken verband. Erst nach langer Zeit vervollkommnete sich die Kunst, Bilder aus harten Materien zu verfertigen. Man haute nähmlich Holz und Steine nach Art runder Köpfe ohne offene Augen, setzte sie auf eckigte, unten schmäler zugehaue-

nen Säulen, und stellte dadurch Menschen und Thiere dar. An diesen Bildsäulen aber waren noch keine Hände und Füsse angezeigt. Doch gab diese Art der Bidsäulen nachher Veranlassung zur Verfertigung der Bilder aus einem ganzen Stück Holz oder Stein, woran auch die Schenkel und Füsse durch Einschnitte ausgedrückt waren. Die Bildhauerkunst stieg nun immer höher. Man machte Köpfe mit offenen Augen, gab den Bildsäulen abgesonderte Hände und Füsse, und drückte damit verschiedene Stellungen aus. Auf dem Kopfe suchte man auch Haare anzubringen, die in kleine Ringel geordnet und liegenden Beeren ähnlich waren. Nun fieng man auch an, an den Bildsäulen Kleidungen anzubringen, die man, wenn die Bildsäulen Gottheiten darstellten, mit dem Blute der Opferthiere bestrich. Dieß gab Gelegenheit, daß man auch nachher die Bildsäulen der Menschen und Thiere bemahlte.

Der Zeitpunkt, da eigentlich die Bildhauerkunst unter den Menschen bekannt zu werden anfieng, kann man nicht genau bestimmen. Indessen weiß man aus der heil. Schrift, daß sie schon zu Moses Zeiten bekannt war, indem es heißt: Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, um es anzubethen. Die Israeliten haben die Bildhauerkunst in Aegypten gelernt., wo sie viele Jahre in Gefangenschaft lebten, denn die Aegypter waren eigentlich die Erfinder und Verbreiter der Bildhauerkunst. Die Israeliten haben die Bildhauerkunst lange fortgesetzt, und besonders blühte sie unter der Regierung des Königs Salomo, der sich einen elfenbeinernen Thron bauen ließ, zu dem 6 Stuffen führten, und worauf 12 Löwen standen.

Unter den alten Völkern haben sich in der Bildhauerkunst vorzüglich die Griechen ausgezeichnet. Einer ihrer

ter berühmtesten Meister in dieser Kunst hieß Phidias, der sich bemühte, die Bilder nicht nur in ihrer körperlichen Schönheit darzustellen, sondern auch in den Naturen die Größe des Geistes, und jede Leidenschaft, als Freude, Zorn, Traurigkeit ꝛc. auszudrücken, wodurch sich die Bildhauerkunst unter den griechischen Künstlern auf den höchsten Grad von Vollkommenheit erhob. Allein, so wie alles in der Welt, wenn es eine gewisse Höhe erreicht hat, zu sinken anfängt, und wieder fehlerhaft zu werden pflegt; so artete auch die Bildhauerkunst bey den Griechen aus, und sank immer tiefer. Die Römer, ein sehr kriegerisches Volk, hatten 164 Jahre vor Christi Geburth Griechenland erobert, und alle vorzüglichen Kunstwerke geraubt, und nach Rom gebracht. Dieß benahm den besten Künstlern Griechenlands den Muth, wieder neue Denkmähler der Kunst zu errichten, und wanderten daher nach Italien aus, wo die Römer prächtige Kunstwerke errichten ließen. Bey den Römern erreichte die Bildhauerkunst keinen hohen Grad von Ausbildung. Sie ahmten nur die Werke der Griechen nach. Beyläufig um die Zeit der Geburth Christi versank in Rom diese Kunst gänzlich. In Griechenland wurde die Bildhauerkunst von einigen Kaisern noch geschätzt, aber als die Türken, die keine Bilder leiden, Griechenland eroberten, verschwand daselbst diese Kunst auf immer.

Ungefähr um das Jahr 400 nach Ch. G., als die christliche Religion an reichen Verehrern und Bekennern zunahm, so erhob sich auch die Bildhauerkunst empor. Diese ließen die wenigen in Griechenland noch lebenden Künstler nach Italien kommen, und prächtige Statuen der Heiligen verfertigen, die sie ihnen auch sehr gut bezahlten. Auf diese Weise erhielt die Bildhauerkunst

wie-

wieder einen höhern Schwung. Auch mehrere Päpste suchten die Bildhauerkunst empor zu bringen, und ließen viele religiöse Denkmähler von Holz und Stein errichten. Von Pisa aus, einer der berühmtesten Städte Italiens, verbreitete sich die Bildhauerkunst über die übrigen Länder von Europa. Einer der größten Künstler in Italien dieser Art ist heutzutage der Ritter von Canova, der mehrere Meisterwerke für den Kaiser Napoleon verfertigt hatte, und die in Paris aufgestellt sind.

In Deutschland wurde die Bildhauerkunst erst unter Kaiser Karl dem Grossen um das Jahr 812 bekannt. Als er den Kaiserpallast zu Achen bauen ließ, berief er Künstler aus Italien, und ließ das Innere des Pallastes mit prächtigen Schnitzwerk verzieren, und deutsche Jünglinge in der Bildhauerkunst unterrichten. Auf diese Weise verbreitete sich die Bildhauerkunst in Deutschland. Beyläufig um das J. 1480 gab es in Deutschland berühmte Bildhauer, unter denen sich Adam Kraft, der 1507 starb, ausgezeichnet hatte. Nach ihm machte sich Albrecht Dürrer vorzüglich dadurch berühmt, daß er nicht nur viele Meisterwerke lieferte, sondern auch einen bessern Geschmack in dieser Kunst einführte. Leonhard Kern aus Franken gebürthig, arbeitete um das Jahr 1600 in Holz, Stein und Elfenbein so meisterhaft, daß er aus Amsterdam und London Bestellungen erhielt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte Franz Messerschmidt, geb. zu Dillingen, in der Bildhauerkunst sich einen grossen Ruhm erworben, und arbeitete nicht nur in Stein, sondern auch in Holz und Wachs. Christian Jorhan, Bildhauer zu Landshut in Baiern, der zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts starb, hat durch seine schönen Bildhauerarbeiten aller Art einen ausgezeichten Ruf erlangt.

Er

Er war besonders in Bearbeitung antiker Figuren glücklich, denen er sehr weiche und fließende Umrisse und Formen zu geben wußte.

5.

Die Kupferstecherkunst.

In den älteren Zeiten wußte man von der Kupferstecherkunst noch nichts, obwohl man schon zur Zeit des ägyptischen Josephs, der einen gestochenen Siegelring trug, die Kunst in Holz, Stein und Metall zu schneiden, verstand. Doch war man damahls schon der Entstehung der Kupferstecherkunst nahe, denn die Erfinder der Kupferstecherkunst waren nur gelernte Gold- und Silberarbeiter. Die Deutschen wurden aber nicht durch das Silberstechen, sondern durch Bilder, die man auf hölzerne Tafeln schnitt und dann abdruckte, auf das Abdrucken der Bilder auf kupferne Platten, und hierdurch auf die Kupferstecherkunst geleitet. Die Entstehung der Kupferstecherkunst in Deutschland fieng mit dem J. 1440 an. Der älteste deutsche Kupferstecher, dessen Nahmen man kennt, war Martin Schön, aus Cumlbach, der nachher in Kolmar lebte, und auch dort starb. Die Deutschen machten die Kupferstecherkunst auch in andern Ländern bekannt. Konrad Schweinheim, ein Deutscher, brachte die Kupferstecherkunst nach Italien, und lehrte sie in Rom. Albrecht Dürrer, 1470 zu Nürnberg gebohren, hat die Kupferstecherkunst so sehr vervollkommnet, daß seine 104 Kupferstiche heutzutage noch als unübertrefflich gehalten werden. Anfangs war diese Kunst sehr unvollkommen. Man gebrauchte hiezu einen mit verschieden geformten Spitzen versehenen Griffel, den man Bunzen nennt, deren Spitze man durch einen Schlag mit dem Hammer in die Kupferplatte hinein.

eintrieb, wie es heutzutage die Gold- und Silberarbeiter zu thun pflegen. Nachher erfand man ein anderes Instrument, das man Grabstichel heißt. Es hat eine schiefe Form, ist eisern und viereckigt und mit einer spitzigen Schneide versehen, womit man die Figuren in die Kupferplatte schneidet. Einen höheren Grad von Vollkommenheit erhielt die Kupferstecherkunst durch das Aetzen. Man überzog die Kupferplatte mit Aetze, die man von den Stellen, welche vertieft werden sollten, mit der Radiernadel wieder wegnahm, die Platte mit Scheidewasser begoß, welches in die vom Aetze entblößte Stellen vertiefte, und so die Figur im Kupfer darstellte. Im Jahre 1520 rückte die Kupferstecherkunst dadurch der Vollkommeuheit näher, daß man anfieng, die gehämmerten Arbeiten einzuführen, wobey man mit einem Spitzhammer feine Punkte in die Kupferplatte schlug, und so die Figuren in die Kupferplatte ohne Aetze hinein brachte. Im Jahre 1600 wurde die schwarze Kunst erfunden, welche die Kupferstecherkunst ungemein vervollkommnete, und gewöhnlich Sammetstich genannt wird. Mittelst der schwarzen Kunst wird das Licht in die Platten gearbeitet, da man bey den übrigen Arten des Kupferstechens den Schatten iu die Platte sticht. Die ganze Arbeit wird mit dreyen Instrumenten, mit dem Grundeisen, Schabeeisen und Polirstahl verrichtet. Mit dem Grundeisen werden die Furchen in die Platte gezogen, daß sie einen feinen Sammet gleichen. Den rauhen Grund füllt man mit Schwärze aus, und trägt nun nach der ge-wöhn'ichen Art die Zeichnung auf die Platte. Da, wo das meiste Licht seyn soll, wird der rauhe Grund völlig mit dem Schabeeisen ganz geglättet. Die Entstehung der schwarzen Kunst schreibt man einem hessischen Offizier, Lud-

wig

wig von Siegen zu, welcher zwischen den Jahren 1626 und 1655 gelebt hatte. Gottfried Bernhard Götz von Welchrod in Mähren gebürthig und zu Augsburg wohnhaft, machte glückliche Versuche, Kupferstiche in Oehlfarben, wie Gemählde abzudrucken, welche solchen Beyfall erhielten, daß er von der Kaiserinn M. Theresia 1770 ein Privilegium darüber erhielt. Die Kunst, Kupferstiche auf allerley Töpferwaare, Fayance, Porzellan und auf lackirtes Kupfer abzudrucken, ist eine Erfindung eines Engländers, welche von einem Deutschen, Herrn Herzberg, glücklich nachgeahmt, und sehr vervollkommnet wurde.

6.

Die Buchdruckerkunst.

Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst mußten die Bücher mühsam abgeschrieben werden. Das Abschreiben machte die Bücher sehr theuer, und ihren Gebrauch sehr selten, daher kamen die Bücher wenig in die Hände eines Privatmanns. Auf das Abschreiben der Bücher verlegten sich vorzüglich die Geistlichen in den Klöstern, wodurch sie sich durch Geschwind- und Richtigschreiben viel Geld verdienten. Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst wurden die Bücher wohlfeiler, und auch mehr unter dem Volke verbreitet.

So wie keine wohlthätige Erfindung auf ein Mahl entsteht, und sich ausbildet, so entstand auch die Buchdruckerkunst nur allmählig und durch rohe Versuche. Tausend Jahre vor der Erfindung der Buchdruckerkunst war es gewöhnlich, mit dem Pettschaft Abdrücke in Wachs zu machen. Das Pettschaft war, wie es itzt noch üblich ist, in Ringe gestochen. Zum Siegeln bediente man sich des gewöhnlichen Wachses. Das Wachs

erweichte man an dem Lichte, und legte ein eckig geschnittenes, angefeuchtetes Papier darauf, hielt das Pettschaft an das Licht, damit es schwarz werden, wischte sodann das Schwarze an der Oberfläche des Pettschafts weg und drückte das Siegel darauf wodurch die erhabenen Figuren des Siegels schwarz und der Grund weiß blieb.

Johann Guttenberg,

ein Deutscher aus Mainz gebürthig, trug ebenfalls einen Ring an seinem Finger, worauf die Buchstaben seines Nahmens gestochen waren, und dessen er sich statt des Pettschafts bediente. Die Ausdrückung eines Siegels mit seinem Pettschaft, soll ihm die Veranlassung gegeben haben, die Buchdruckerkunst zu erfinden. Er dachte nähmlich: Kann man mit einem Pettschaft einzelne Buchstaben abdrucken, so ist es auch leicht, ganze Wörter und Zeilen mit einem andern Werkzeug abzudrucken. Die Spielkarten leiteten ihn sodann auf die Erfindung, ganze Wörter und Zeilen abzudrucken. Guttenberg, der sich mit Steinschneiden beschäftigte, machte an dem Abdrucke der Spielkarten, die in hölzerne Tafeln eingeschnitten waren, die sinnreiche Bemerkung, daß man auch, wie man ganze Figuren ins Holz einschneidet, ganze Seiten von Schrift ins Holz einschneiden und abdrucken könne. Den ersten Versuch hievon machte Guttenberg 1424 zu Straßburg, und schnitt das lateinische A B C in Holztafeln ein, und druckte es ab. Diese Art Bücher zu drucken war aber sehr mühsam und kostspielig, indem man die Holztafeln, wenn das Buch fertig war, nicht mehr brauchen konnte. Nachdem Guttenberg mehrere Bücher von Holztafeln mühsam abgedruckt hatte, so kam er durch unausgesetztes Nachdenken dahin,

hin, daß er die Buchstaben (Lettern) aus Bley alle einzeln und mehrere von jeder Gattung geschnitzt, diese gehörig zusammengesetzt, an Fäden gereihet, mit gewöhnlicher Schreibtinte bestrichen und auf Papier abgedruckt hat. War nun ein Buch auf diese Art abgedruckt und vollendet, so hatte man dabey den Vortheil, alle die einzelnen Buchstaben (Lettern) wieder zum Abdrucke eines andern Buches zu gebrauchen, ohne daß es nöthig war, andere Buchstaben (Lettern) zu schneiden, wie es bey den Holztafeln seyn mußte.

Auf diese Art ist die für die Welt höchst nützliche Kunst, Bücher zu drucken, erfunden, und stuffenweise vervollkommnet worden.

7.
Die Buchbinderkunst.

Die Kunst Bücher zu binden ist um mehr als tausend Jahre älter, als die Kunst Bücher zu drucken; denn in den Schriften des Propheten Jeremias Kap. 36. V. 24. liest man, daß man das Papier, worauf geschrieben war, blätterweise heftete, und in eine Kapsel von Blech oder Holz steckte. Zur Zeit der Geburth Christi schrieb man auf Bast und Pergamentstreifen, an deren Ende ein Stäbchen befestigt war, um das Geschriebene aufrollen zu können, wie man heutzutage die Landkarten aufrollt. Die Rolle umwand man mit einem Bande, welches sie zusammenhielt. Daher kommt bey den Schauspielern der Ausdruck: Rolle, eine Rolle spielen, weil sie vor Zeiten das, was sie auf dem Theater zu sprechen hatten, auf einem langen Bast, oder Pergamentstreif schrieben, den sie zusammengerollt bey sich trugen. Im Jahre 1200 wurden die Bücherblätter nicht mehr aufgerollt, sondern zusammengeheft und

zusammengeleimt, und waren nur auf einer Seite mit einer Decke aus Holz, Elfenbein oder Silberblech versehen, weil man die Bücher in den Bibliotheken nicht so aufstellte, daß man die beyden Seiten und den Rücken sehen konnte, sondern sie wurden auf die Seite gelegt, welche keine Decke hatte. Später fieng man an, mit Brettern und hölzernen Tafeln die Bücher auf beyden Seiten zu binden, die man mit Schweinsleder oder steifen Pergament überzog, und die Ecke mit Messing beschlug und mit einem Gesperre versah. Da dieser Einband schwer und plump war, so brauchte man 1400 zu der Decke keine Bretter und hölzerne Tafeln, und nahm statt deren gestreiftes Papier (Pappe) und überzog sie mit Kalb- oder Schafleder, oder auch mit gefärbten Papier. Nachher fieng man auch an, die Buchblätter mit Nadel und Faden zu heften, da man sich zuvor der Riemen bediente. Im Jahre 1433 wurden in Nürnberg die ersten kunstmäßigen Buchbinder aufgenommen und 1512 ist man in der Buchbinderkunst so weit fortgeschritten, daß man den Schnitt des Buches zu vergolden, und mit Farben anzustreichen wußte.

So wie sich die Deutschen durch ihren Erfindungsgeist vor allen Nationen auszeichnen, so hat sich in England ein Deutscher, mit Nahmen Kalthuber, in der Vervollkommnung der Buchbinderkunst rühmlichst hervorgethan. Er ist der erste Buchbinder in London, und hat vor 10 Jahren einen so künstlichen Einband verfertigt, daß ihm 201 Thaler dafür bezahlt wurden. Jedermann wollte dieses Meisterwerk sehen, und Herren und Damen besuchten seine Werkstätte. Selbst der König verlangte das Buch mit dem berühmten Einbande zu sehen, und ließ dem Buchbinder Kalthuber die schmeichelhaftesten Aeußerungen ertheilen. Niemand

mand verstand das Buch zu öffnen, weil nirgends die mindeste Spur einer Oeffnung zu sehen war, bis der Meister selbst den verborgenen Schieber offenbarte.

Die Zünfte.

Eine Zunft oder Innung heißt man jene Gesellschaft von Männern, die einerley Gewerbe treiben, und unter besonderer obrigkeitlicher Aufsicht stehen. Schon in den ältern Zeiten war es gewöhnlich, die Bürger nach ihren Gewerben einzutheilen. Diese Eintheilung war vorzüglich bey den Israelten eingeführt. Auch die Römer theilten die Unterthanen nach der Art ihrer Beschäftigung ein. In Deutschland fieng man erst um das Jahr 1137 an, Gewerbe zu treiben und sich zunftmäßig zu verbinden. Um diese Zeit haben die Adeligen den Orden der Ritterschaft unter sich eingeführt und gestiftet, und es scheint, daß die gewerbtreibenden Bürger in Deutschland viele Gebräuche des Ordens der Ritterschaft nachgeahmt haben. Da die Ritter nur Adelige in den Orden aufnahmen, so hatten auch die Bürger als Handwerker nur Bürger als Handwerker in die Zunft aufgenommen, wie ein Ritter von anderen Rittern zum Ritter gemacht wurde, so war ein Meister von andern zum Meister gemacht worden; ein Ritter hielt seine Knappen, und so ein Meister seine Gesellen; der Ritter war verbunden in die Fremde zu ziehen, und den Turnieren beyzuwohnen, und so mußte jeder Geselle wandern, wenn er Meister werden wollte. In dieser Hinsicht hat das Zunftwesen mit der Ritterschaft einige Aehnlichkeit. Das Zunftwesen hatte anfangs viel Gutes, und trug viel zur Vervollkommnung der Künste und Handwerke bey. Allein, die Gebräuche,

die bey den Zünften eingeführt waren, arteten sehr aus. Indessen verdienen die Künstler und Handwerker den Beyfall aller Vernünftigen, daß sie in unseren Zeiten viele Misbräuche, die bey mancher Zunft herrschten, abgeschafft haben. Man hat vor einigen Jahren den Vorschlag gemacht, die Zünfte ganz aufzulösen, und jeden arbeiten zu lassen, was er wolle, er möge das Gewerbe zunftmäßig gelernt haben oder nicht; allein, man hielt dafür, daß es nicht gut seyn möchte, jeden für sich allein, ohne daß er vorher eine Prüfung über seine Kunstfertigkeit bestanden hätte, arbeiten zu lassen, weil dadurch die Zahl der Stümper sehr vermehrt würde.

Die zunftmäßige Verbindung der Handwerker ist auch für die Gesellen besonders vortheilhaft, indem sie an den meisten Oertern Zehrgeld, und sicheres Nachtlager bekommen, und auch leichter Arbeit erfragen.

Vor Zeiten kündigten sich die reisenden Gesellen durch besondere Grüsse an, wovon hier ein Paar Beyspiele stehen.

Anrede und Gruß eines Schmiedgesellen.

Wo streichst du her, mein Schmied,
Daß deine Füsse so stäubig,
Dein Haar so sträubig,
Dein Bart hervorsteht,
Wie ein zweyschneidig Schwert?

Antwort des fremden Schmiedgesellen.

Ich streiche daher über Land
Wie der Krebs über den Sand,
Wie der Fisch durchs Meer,
Damit ich mich armen Schmieder auch ernähr.

Gruß

Gruß eines wandernden Kupferschmiedsgesellen.

Glück zu wegen des Handwerks! Meister und Gesellen von N. N. lassen euch grüssen von wegen des Handwerks.

Auf der Herberge sprach einer der Gesellen:

So mit Gunst ihr günstigen Meister und Gesellen, weil der liebe Gott hat einen fremden Gesellen beschert, so will ich ihn noch gebethen haben: „Ich bitte, Sie wollen mich helfen lustig machen, ein oder vier und zwanzig Mahl zu trinken, und meiner und auch eurer nicht zu vergessen. Kann ichs heut oder morgen wieder verschulden, soll es geschehen, und dabey will ich auch verbothen haben, alles Fluchen und Schwören, Hader und Zank, Würfel und Kartenspiel, unnütze Geschwätze, und was sich bey dem ehrlichen guten Willen nicht ziemt. Wer unter diesen Stücken der Verbrecher seyn wird, der soll seine Strafe wissen, und schuldig seyn, diesen ganzen guten Willen zu bezahlen, und dieser gute Wille soll währen bis morgen 4 Uhr, so lang der Groschen unter dem Teller liegt.“

Darauf sprach der fremde Geselle:

„So mit Gunst, ihr günstigen Gesellen, wie auch gewanderte Kupferknappen, ich bitte, sie wollen mich mit dem Trunke verschonen, weil ich das Bier nicht gewohnt bin.

Die andern Gesellen sprechen ihm Muth zu.

„Setze dich nieder, es wird dir nicht viel geschehen.“

Hierauf mußte der fremde Geselle Bescheid thun, und gegen den ältesten Gesellen sich bedanken.

So albern auch den Lehrlingen diese Grüsse vorkommen mögen, so enthalten sie doch eine Anleitung, sich mit Anstand gegen die Meister und Gesellen zu betragen,

und

und eine Warnung sich von den Fehlern des Fluchens, des Zankens und Scheltens zu hüten.

Gruß eines reisenden Tischlersgesellen.

„Meister und Gesellen von N. N. haben mir befohlen, ich soll Meister und Gesellen freundlich grüssen von wegen des Handwerks, die des Handwerks redlich seyn, die es aber nicht seyn, von denen soll ich nehmen Geld oder Geldeswerth, und sie ziehen bey den Haaren auf den Tisch, vom Tisch auf die Bank, von der Bank auf die Erden, daß sie begehren, redlich zu werden."

Auch in diesem Gruße liegt der gute Gedanke zum Grunde, daß jeder Geselle redlich und treu seyn soll. Ueberhaupt beweisen die Handwerksgrüsse, so lächerlich ihre Sprache ist, daß man sich bestrebt hat, ein wohlanständiges und sittliches Betragen unter den Gesellen und Lehrlingen einzuführen und zu erhalten.

Lied eines braven Handwerksjungen beym Anfange der Arbeit.

1.

In Gottes Nahmen fang ich an,
Und was ich thu', sey wohlgethan,
Bey gradem Sinn und frohem Muth,
Wird Alles recht und Alles gut.

2.

Die Arbeit, welche Nutzen schafft,
Giebt Lust und Muth und neue Kraft,
Und neue Kraft und neuer Muth
Ist, oder was? das beste Gut.

3.

Die Zeit war stets mir kurz und lieb,
Die ich mit Arbeit mir vertrieb,

Man

Man weiß nicht, wie die Stunden schön
Und kummerfrey vorübergehn!

4.

O, was man thut, mit Lust zu thun,
Und bis es ganz ist, nicht zu ruh'n,
Nicht bis es Gott und Menschen freut,
Das ist auch Erdenseligkeit.

5.

Man sagt so herzlich Lob und Dank
Für Gottes Speis und Gottes Trank,
Die man nicht stahl durch Müssiggang,
Die man mit Arbeit sich errang.

6.

Wohl an, wohl auf nun Aug und Hand
Man find im ganzen Vaterland
Nicht einen bravern Jung' als mich,
Doch alle seyen brav — wie ich!

Vierte Abtheilung.

Beyspiele schriftlicher Aufsätze von verschiedenen Gattungen.

I.

Briefe.

1.

Familienbriefe.

Glückwunsch eines Sohnes an seine Aeltern zum neuen Jahre.

Theuerste Aeltern!

Die kindliche Liebe, wovon mein Herz beseelt ist, erinnert mich beym Eintritt des neuen Jahres an die angenehme Pflicht, Ihnen meine aufrichtigsten Wünsche darzubringen.

Der Allgütige schenke Ihnen eine dauerhafte Gesundheit und eine ununterbrochene Heiterkeit der Seele bis in das späteste Menschenalter.

Glauben Sie mir, theuerste Aeltern! daß ich gerne einige Jahre meines Lebens für Sie aufopfern würde, wenn ich überzeugt wäre, daß ich dadurch die Ihrigen verlängern könnte. Diese Versicherung ist keine Schmeicheley, nein, sie ist der Ausdruck meines aufrichtigen Her-

Herzens, das Sie immer liebt, und es wahrhaft gut mit Ihnen meynt.

Schenken Sie mir ferner Ihre älterliche Liebe, die ich durch eine gute Aufführung immer mehr zu verdienen suche. Ich werde, so lang ich athme, nicht aufhören zu seyn

Ihr Landshut den 27. Dez. 1813.

dankbarer Sohn,
N. N.

Glückwunsch eines Sohnes an seinen Vater zum Nahmenstage.

Bester Vater!

Wie gerne wäre ich heute an Ihrem Nahmenstage zu Hause, um Ihnen meine Segenswünsche mündlich abstatten zu können. Doch dieses Mahl muß ich mich im Geiste zu Ihnen hindenken, und Ihnen schriftlich wünschen, daß Sie gesund und glücklich das höchste Ziel menschlicher Jahre erreichen, und so viele Freuden des Lebens genießen mögen, als Sie Sich selbst wünschen, und die Ihnen wahres Wohlseyn gewähren.

Wird dieser einfache, aber gut gemeynte Wunsch vom Himmel erhört, so darf ich hoffen, Sie noch lange als meinen liebvollen Vater verehren zu können. Von dieser freudigen Hoffnung belebt, unterzeichne ich mich verehrungsvoll als

Ihren Erding den 17. März 1813.

dankbaren Sohn,
N. N.

Glückwunsch eines Sohnes an seine Mutter zu ihrem Nahmenstage.

Beste Mutter!

Wie undankbar wäre ich, wenn ich mich bey Ihrem kommenden Nahmenstag nicht an die Menge der Wohlthaten erinnerte, die ich seit meiner Geburth aus Ihrer mütterlichen Hand empfieng.

Der Himmel lohne Ihnen alles das Gute, das Sie an mir gethan haben, und das ich Ihnen nie zu vergelten im Stande bin. Nehmen Sie einsweilen den stillen Dank meines Herzens hin, und glauben Sie, daß es mich unendlich freuen würde, Ihnen in der That zeigen zu können, wie sehr ich Ihnen alles jene Gute im reichsten Maße wünsche, was Sie auf das vollkommenste beglücken kann.

Wird der gütige Gott, diesen meinen Wunsch erfüllen, so schätzet sich niemand glücklicher als

Ihr Neuburg den 13. Okt. 1813.
dankbarer Sohn,
N. N.

Glückwunsch an einen Verwandten zum neuen Jahr.

Hochverehrtester Herr Vetter!

Die Pflicht der Dankbarkeit fodert mich auf, Ihnen beym herannahenden Jahreswechsel, meine wohlmeynenden Segenswünsche abzustatten.

Der liebe Gott schenke Ihnen ein recht langes Leben, eine dauerhafte Gesundheit, und schütze Sie gegen jeden Unfall, der Ihre Ruhe auch nur eine Minute stören könnte.

Seyn Sie überzeugt, daß diese Wünsche keine leeren Worte sind, die ich nur niederschreibe, ohne daß ich dabey etwas denke und fühle, nein, Hochverehrtester

Herr

Herr Vetter! glauben Sie mir, daß ich es tief im Herzen empfinde, was ich Ihnen jetzt schriftlich sage, und mich zugleich bestrebe, mich während meiner Lehrjahre so gut aufzuführen, daß Sie gewiß Freude an mir erleben sollen. Bleiben Sie auch im neuen Jahre wieder mein Wohlthäter, mein zweyter Vater, und erlauben Sie, daß ich mich hochachtungsvoll nennen darf

Ihren München den 28. Dez. 1813.

dankbaren Vetter,

N. N.

Glückwunsch an eine Verwandte zum Nahmenstage.

Hochschätzbareste Frau Base!

Sie haben mir schon zu viele Wohlthaten erzeugt, als daß ich so gefühllos seyn könnte, Ihnen zu Ihrem Nahmenstage nicht meinen aufrichtigen Glückwunsch darzubringen.

Die göttliche Vorsicht, die alle unsere Schicksale leitet, lasse Sie noch eine lange Reihe der glücklichsten Jahre durchleben. Um Erfüllung dieses Wunsches will ich täglich meine Hände zum Himmel erheben. O, wie glücklich bin ich, wenn Gott mein Flehen erhört! Ich werde es mir zur heiligsten Pflicht machen, unaufhörlich für Sie zu bethen. Sonst kann ich noch nichts anders thun, um Ihnen für Ihre mir bezeugten Wohlthaten zu danken. Ganz vergelten werde ich das nie können, was Sie an mir gethan haben.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie mir noch ferner gewogen, der ich mich stets voll Ehrerbietung beweisen werde als

Ihren Straubing d. 23. Nov. 1813.

dankschuldigen Vetter,

N. N.

Glückwunsch an einen Taufpathen zum neuen Jahr.

Theuerster Herr Pathe!

Von den ersten Jahren meiner Kindheit an, haben Sie mich durch besondere Liebe und Güte vor meinen Geschwistern ausgezeichnet. Sollte ich, da ich jetzt von Ihnen entfernt bin, Sie zu einer Zeit vergessen, da man sich an alle jene Personen, die uns lieb und werth sind, mit wohlwollenden Gesinnungen zu erinnern pflegt?

Nein, bester Hr. Pathe! so undankbar kann ich nicht seyn. Ich habe wohl tausend Mahl seit meiner Entfernung an Sie gedacht, und jetzt beym feyerlichen Jahreswechsel ruft mich laut meine Pflicht auf, Ihnen meine Wünsche als ein schwaches Merkmahl meiner Dankbarkeit darzubringen.

Der gütige Himmel erhalte mir Ihr so theures Leben auch in dem neu antretenden Jahre, und segne Sie mit allem, was Ihr wahres Wohlseyn befördern kann.

Da ich weiß, daß Sie die gute Aufführung eines Lehrlings überaus freuet, so werde ich mich auch eifrigst bestreben, mich recht gut zu betragen, damit Sie an mir auch Freude erleben. Ich wiederhohle noch ein Mahl meine Wünsche, und empfehle mich mit vorzüglicher Hochachtung als

Ihren Straubing den 29. Dez. 1813.

dankbaren Taufsohn,

N. N.

Ein Sohn, der erst in die Lehre trat, schreibt an seinen Vater.

Bester Vater!

Zum ersten Mahle schreib' ich aus der Entfernung an Sie, um Sie meines kindlichen Andenkens zu versichern,

sichern, und Ihnen auch schriftlich noch für alles Gute zu danken. O, wie sorgenlos lebte ich im väterlichen Hause! Ich durfte mich um gar nichts bekümmern. Wie ganz anders ist es jetzt. Hundert Sachen fehlen mir nun, an die ich zuvor gar nicht dachte. Zwar sind die Leute im Hause gute Menschen, und betragen sich recht freundlich gegen mich, aber sie ersetzen doch das nicht, was ich in der Nähe meiner Aeltern besaß. Nur das beruhigt mich, daß ich hier in meiner Profession viel lernen kann, denn der Lehrer ist ein sehr geschickter Mann, und zeigt mir jeden Fehler mit der größten Gelassenheit. Ich kann mich hier zu einen braven Professionisten bilden, und einst, wie ich hoffe, mein Glück dabey machen. Wie will ich dann Ihnen, mein liebster Vater! alles vergelten, was Sie an mir gethan haben.

Bis dahin will ich mich bestreben, durch Fleiß, gute Sitten, und kindliche Liebe Ihre väterliche Huld zu verdienen. Sobald ich Zeit habe, werde ich an meine Schwester besonders schreiben. Grüssen Sie dieselbe in meinem Nahmen, und bleiben Sie noch ferner der liebvolle Vater

Ihres Augsburg den 8. Okt. 1813.

gehorsamen Sohnes

N. N.

Ein Bruder, der erst in die Lehre trat, schreibt an seine Schwester.

Liebe Schwester!

Du hast mich doch nicht schon vergessen, liebe Schwester! da ich nicht mehr um dich bin? O, nein! du denkst gewiß fleißig an mich, und sprichst oft von mir. Auch ich komme, wenn ich mit den Söhnen und Töchtern

tern meines Meisters rede, auf dich und meinen kleinen Bruder zu sprechen. Oft wünsche ich mir dann, du wärest bey mir, oder ich wäre bey dir, um uns mit einander über unsere Angelegenheiten zu verabreden, wie wir es zu Hause so oft gethan haben. Diese Zeit aber ist nun einmahl dahin, und wir können uns bloß an einander schreiben, das ich auch fleißig thun werde, wenn ich Zeit habe, denn jetzt giebt es für mich nicht mehr viel Zeit zum schreiben; ich muß entweder immer in der Werkstätte sitzen, oder diesen oder jenen Auftrag in der Stadt entrichten. Nur an Sonn- und Feyertagen Nachmittags ist mir ein Stündchen zu meiner Erhohlung gegönnt. Diese Erhohlungszeit werde ich sodann gewöhnlich zum Briefeschreiben verwenden.

Uebrigens bin ich, Gott sey dank, so gesund und zufrieden, als ein Lehrling es seyn kann, der noch nicht lange unter fremden Menschen lebt, und seine Aeltern und Geschwistern herzlich liebt. Doch mit der Hilfe Gottes wird noch alles gut gehen. Lebe wohl, liebe Schwester! und schreibe mir bald. Den guten Aeltern küsse ich die Hände, und den lieben Bruder Max umarme ich herzlich. Ich bin von ganzer Seele

Dein Regensburg den 4. Okt. 1313.

treuer Bruder,

N. N.

Ein Geselle dankt seinem Lehrer für den feyertäglichen Schulunterricht.

Verehrtester Herr Lehrer!

Heute will ich Ihnen noch einmahl innigst danken für den Unterricht, den ich drey Jahre lang in der Feyertagsschule von Ihnen erhielt. Mein Dank gegen Sie wird, so lange ich lebe, nicht verlöschen. So viele

und

und schöne Lebensregeln würde ich nie gehört haben, wenn ich nicht Ihre Schule hätte besuchen können. Diese Lebensregeln habe ich mir auch tief eingeprägt, und ich versichere Sie, daß ich denselben auch jetzt als Geselle nicht untreu werde. Dieß soll Ihnen meine künftige Aufführung beweisen. Nie, Herr Lehrer! soll eine Zeit kommen, da Sie Ursache haben werden, Sich meiner zu schämen. Unter dem Beystande Gottes werde ich alles meiden, was Ihre und meiner Aeltern Hoffnungen vernichten könnte.

Um mich recht oft an Sie und an Ihre vortrefflichen Lehren zu erinnern, erlauben Sie, daß ich, wenn sich mir Zeit und Gelegenheit darbiethen, an Sie schreiben dürfe. Leben Sie wohl, und seyn Sie von mir überzeugt, daß ich nie aufhören werde zu seyn

Ihr Amberg den 8. Sept. 1813.

dankbarer Lehrling,

N. N.

Ein Handwerkslehrling dankt seinem Anverwandten für das Aufdinggeld.

Hochwerthester Herr Vetter!

Seit dem Tode meiner Aeltern vertraten Sie an mir Vaterstelle, und unterstützten mich in Allem, was ich zu meinem Fortkommen nöthig habe. Heute erhielt ich auch wieder 12 fl. 42 kr. von Ihnen, um die Aufdinggebühren bezahlen zu können. Wieder eine neue Wohlthat, und so erweisen Sie mir eine Wohlthat um die andere. Aber mein Herz ist auch gegen Sie voll des Dankes, den ich nicht mit Worten auszudrücken im Stande bin. Nur bloße Versicherungen des Dankes kann ich Ihnen einsweilen geben, bis ich Ihnen in der That beweisen werde, daß ich Sie als meinen

ersten Wohlthäter, als meinen zweyten Vater verehre und liebe. Bis dahin bin ich mit dem lebhaftesten Dankgefühle und der reinsten Kindesliebe

Ihr Amberg den 1. Februar 1812.

dankbarer Vetter,

N. N.

Ein Sohn bittet seinen Vater um einige Kleidungsstücke.

Bester Vater!

Als Sie mir das letzte Mahl schrieben, waren Sie so gütig mich zu fragen, ob mir nichts abgehe, was ich nothwendig brauche? Ich benütze diese Güte sogleich, und bitte Sie, mir zu erlauben. daß ich mir ein Oberbeinkleid und ein tuchenes Gillet dürfe machen lassen, denn meine ganze Kleidung ist so sehr abgenützt, daß ich mich vor Kälte nicht genug schützen kann. Sollten Sie mir das Geld zum Ankaufe des Tuches nicht so bald schicken können, so ist mein Lehrherr so gefällig, mir die nöthige Summe vorzustrecken. Ich brauche zum Beinkleid und Gillet nur $1\frac{1}{2}$ Elle Tuch. Die Kosten der beyden Stücke, glaubt mein Lehrherr, können sammt dem Macherlohn und den Zuthaten beyläufig 6 fl. 30 kr. betragen. Seyn Sie versichert, daß ich gewiß meine Kleider reinlich halte, und so gut schone, als es möglich ist.

Nun, leben Sie wohl, recht sehr wohl! Das ist mein höchster Wunsch, um dessen Erfüllung ich Gott täglich bitte. Ich vertraue auf Ihre zuvorkommende Güte, wovon ich schon so viele Beweise habe, und ich darf hoffen, daß Sie gewiß erhören die Bitte

Ihres Passau den 6. Novemb. 1813.

Sie liebenden Sohnes,

N. N.

Ein Sohn schreibt seiner Mutter, daß er noch vor der festgesetzten Zeit freygesprochen werde.

Liebste Mutter!

Freuen Sie Sich mit mir. Künftige Woche werde ich freygesprochen. Sie wissen, daß meine Lehrzeit auf sechs Jahre gesetzt ist; weil ich kein Lehrgeld bezahlen kann. Vier Jahre habe ich glücklich überstanden. Nun denken Sie, mein Lehrherr ist so gütig, mir zwey Jahre zu schenken, und mich künftigen Sonntag zum Gesellen zu machen.

Gestern Abends sagte er zu mir: „Weil du dich während deiner Lehrjahre so vortrefflich aufgeführt hast, und dabey so viel Geschicklichkeit besitzest, als einer der ersten Gesellen, so schenke ich dir zwey Lehrjahre, und will dich am nächsten Sonntage freysprechen lassen. Die Kosten trage ich.“

O, liebste Mutter! wie schlägt mir das Herz vor Freude, daß ich nun schon so bald Gesell werde. Wie glücklich bin ich! Dieses Glück habe ich Ihnen nebst Gottes Segen ganz allein zu verdanken. Sie haben mich arm, aber gut erzogen. Ohne Ihre gute Erziehung würden meine Lehrjahre gewiß noch nicht zu Ende seyn. Jetzt sehe ich es erst ein, was eine gute Erziehung nützt. Wenn ein junger Mensch gut erzogen ist, so wird er sich gut aufführen, führt er sich gut auf, so liebt ihn Jedermann, und befördert gerne sein Glück.

Ich habe mir von dem Trinkgelde, das ich von unsern Kunden bekam, einige Gulden gesammelt, die ich Ihnen, da mein Lehrherr die Freysprechungskosten bestreitet, mit der Bitte übersende, daß Sie Sich damit etwas zu gute thun, und sie als ein Denkmahl meiner kindlichen Dankbarkeit ansehen möchten. Vielleicht

kömmt bald eine Zeit, da ich mehr für Sie werde thun können. Leben Sie wohl, und denken Sie an meinem Freysprechungstage manches Mahl an mich, der ich dann auch als Geselle nicht aufhören werde zu seyn

Ihr Eichstädt den 17. May 1813.
dankbarer Sohn,
N. N.

Ein Sohn schreibt seinem Vater, daß es ihm in der Lehre gut gehe.

Liebster Vater!

Noch bin ich hier recht vergnügt, und zwar so vergnügt, daß ich mir keinen andern Platz wünsche. Mein Lehrherr ist ein arbeitsamer, geschickter, und munterer Mann, geht den Gesellen und Lehrjungen mit einem guten Beyspiele voran, und steht bey der hiesigen Bürgerschaft in Ansehen. In keiner der hiesigen Werkstätte ist es so munter und lebhaft, als in der unsrigen. Wir singen und pfeifen den ganzen Tag, und die Arbeit fliegt uns dabey gleichsam von den Händen. Die Kost ist geschmackvoll und reinlich zubereitet. Jeder kann sich zu allen Mahlzeiten satt essen. Ich habe noch keine Minute Hunger gelitten. Mein Lehrherr sagt: „Wer gut genährt und gut bezahlt wird, von dem kann man auch gute Arbeit fodern.“ Oft trägt es mir auch ein kleines Trinkgeld ein, wofür ich mir Kleinigkeiten, die mir nothwendig sind, beyschaffe. Von diesem Gelde habe ich mir ebenfalls einen Zirkel, ein Lineal und einen verjüngten Maßstab gekauft, weil ich in der Feyertagsschule die Meßkunst lerne, aber nur so viel, als ich davon bedarf. Mein Lehrherr sagt, es giebt fast keinen Künstler und Handwerker, der die Meßkunst ganz entbehren kann, wenigstens würde jeder seine Arbeiten

leich-

leichter und besser machen können, wenn er etwas davon verstünde. Gestern wollte der Lehrling unsers Nachbars einen viereckigten Pappkästen machen, er wußte aber nicht, wie er ein rechtwinklichtes Viereck abzeichnen sollte, dieses verstand ich, und half ihm bey seiner Arbeit.

Verzeihen Sie, liebster Vater! daß ich so viel geschrieben habe. Doch ich weiß, daß Sie gerne viel von mir lesen, besonders wenn ich schreibe, daß ich viel lerne, und daß es mir gut geht. Leben Sie wohl, und schreiben Sie auch bald an

Ihren Landshut den 9. April 1813.

Sie liebenden Sohn,

N. N.

Ein Bruder schreibt an seine Schwester, die ihm den Tod der Mutter berichtet hat.

Trauernde Schwester!

Nichts hat mich jemahls so sehr erschüttert, als die traurige Nachricht von dem Tode unsrer liebsten Mutter. Du bist niedergeschlagen, — ach, Schwester, — ich bin es auch. Doch Gott hat es gethan; und was Gott thut, ist wohl gethan, wenn es uns schon übel scheint. Gott gab — Gott nahm sie uns — die beste Mutter — bey ihm wird sie im Himmel seyn — und da, Schwester! werden wir sie wieder sehen, wieder finden, und nicht mehr verlieren können. Dieß sey unser Trost, der allein unsern Schmerz lindern kann. Bethen nützt jetzt mehr, als weinen. Diese Pflicht wollen wir für die Verstorbene entrichten, und uns dabey den Fügungen Gottes überlassen. Trockne deine Thränen, und es umarmet dich herzlich

Dein München den 8. Dez. 1813.

dich liebender Bruder, N. N.

Ein Sohn schreibt seinen Aeltern, daß er in der Fremde sein Glück machen werde.

Beste Aeltern!

Lange ist es schon, daß ich nicht mehr an Sie schrieb, aber desto mehr werden Sie Sich freuen, wenn ich Ihnen sage, daß ich in Wien recht gesund und vergnügt lebe, und von meiner Meisterschaft wie das Kind im Hause geliebt werde. Ja, denken Sie nur, an Kindesstatt will mich mein Meister annehmen, und mir, weil er keinen leiblichen Erben hat, alles sein Vermögen zuschreiben lassen. Ich kann Besitz davon nehmen, wann ich will. So glücklich bin ich, und — Ihnen, beste Aeltern, Ihrem Unterricht, Ihrer Erziehung danke ich es, daß ichs bin. Geben Sie nun Ihre Einwilligung, und Ihren Segen dazu, so werde ich es doppelt seyn.

Das ganze Heurathgut, das ich von Ihnen zu hoffen habe, lassen Sie meinen Geschwistern zukommen; denn bey so einem Glücke wäre es höchst eigennützig von mir gehandelt, wenn ich noch etwas von Ihnen fodern würde. Diese meine freywillige Verzichtleistung können Sie bey der Obrigkeit protokolliren lassen.

Erfreuen Sie mich bald mit einer Antwort. Leben Sie wohl. Ich bin bis ins Grab

Ihr

Wien den 28. Jul. 1812.

gehorsamer Sohn,

N. N.

Ein Vater schreibt seinem Sohne, wie er sich in der Fremde betragen soll.

Liebster Karl!

Es ist bereits ein halbes Jahr, da du von meinen Segenswünschen begleitet — dich auf die Wanderschaft begabst. Innigst wird es mich freuen, wenn ich erfahren

ren werde, daß du dich bisher zu Neustadt wohl befunden, Vortheile deiner Gewerbkunde gesammelt, und meine mündlichen Ermahnungen befolgt hast, hier sind sie auch noch schriftlich, und sollen dir in der Fremde zur Richtschnur deines Wandels dienen.

Fürchte Gott, unter dessen allsehendem Auge du dich überall befindest; verrichte deine Geschäfte nach dem Befehle deines Meisters, und befördere durch fleißige Arbeit seinen Nutzen; vergiß auch nicht den eigenen Vortheil durch Erweiterung deiner Gewerbskenntnisse zu erlangen; mißbrauche die Zeit nicht, die dir zur Ruhe gegönnt ist, und suche nicht solche Ergötzungen, die deinen Verdienst verzehren, und deine Gesundheit vernichten; meide vor allem solche Gesellen, welche durch Reden und Handlungen schlechte Grundsätze verrathen, und dich zu Ausschweifungen zu verleiten suchen; sey verschwiegen, und rede nichts anderswo von dem, was du am Tische oder in der Werkstätte gehört hast, denn Geschwätzigkeit macht dir in und außer dem Hause Feinde; versäume endlich die öffentlichen Gottesverehrungen nicht, und dann wirst du einst vom Wohlgefallen Gottes und der Menschen begleitet in die Arme desjenigen zurückkehren, der dich zärtlich liebt, und ewig seyn wird

Dein Landshut den 4. Jun. 1812.

wohlmeynender Vater,
N. N.

---

2. Ge=

2.

Geschäftsbriefe.

Ein Vater schreibt an einen Meister, in dessen Arbeit sein Sohn steht.

Werthester Herr und Meister!

Es war mir sehr angenehm zu erfahren, daß sich mein Sohn, Bernhard, gleich in dem ersten Jahre seiner Wanderschaft bey Ihnen, einem Manne, von ausgezeichneter Professionskunde, in Arbeit befindet. Da mir an dem Wohle meines Sohnes alles gelegen ist, so empfehle ich ihn nicht nur zur gütigen Anleitung in Erweiterung seiner Professionskenntnisse, sondern bitte Sie vorzüglich, zu seiner sittlichen Bildung mitzuwirken, ihn von gefährlichen Gesellschaften zurückzuhalten, und jeden bemerkten Fehler besonders der Unsittlicheit entweder selbst zu ahnden, oder mir gefällige Anzeige davon zu machen.

Der Himmel wird diese Ihre menschenfreundlichen Handlungen belohnen, ich aber werde jede Gelegenheit benützen, Ihnen durch anderweitige Gefälligkeiten zu beweisen, daß ich mit aller Bereitwilligkeit bin

Ihr Freysing den 6. Sept. 1811.

dankschuldiger Freund,

N. N.

Ein Gesell berichtet die Krankheit seines Mitgesellen an dessen Vater.

Hochgeehrter Herr!

Ihr Sohn, Franz Haberkorn, der bey dem Meister Schrank dahier in Arbeit sich befindet, liegt schon drey Wochen im hiesigen Bürgerspitale am Nervenfieber krank darnieder. Da er selbst nicht im Stande ist, an

Sie

Sie zu schreiben, so hat er mich ersucht, Ihnen seine Krankheit zu melden.

Zu Ihrem Troste kann ich Ihnen sagen, daß Ihr Sohn sich auf dem Wege der Genesung befindet. Der Spitalarzt hat ihn vor drey Tagen von aller Gefahr freygesprochen. Sie haben also für sein Leben nichts mehr zu befürchten. Nur läßt er Sie durch mich bitten, daß Sie ihm, obwohl er in der Hauptsache gut gepflegt wird, zwölf Gulden zur Bestreitung einiger Ausgaben, die bey diesen Umständen unvermeidlich sind, schicken möchten.

Im Falle aber, daß Sie wegen des Geldes in meine Person, die Ihnen unbekannt ist, kein volles Vertrauen setzen wollen, das ich Ihnen auch nicht verargen kann, so belieben Sie die Summe nur an die hiesige bürgerliche Spitaladministration zu senden, und Sie dürfen überzeugt seyn, daß sie Ihrem Sohne sicher eingehändigt wird. Ich habe die Ehre zu seyn

Ihr Lanersheim den 29. Febr. 1811.

ergebener Diener, N. N.
Gesell beym Schreinermeister Schrank in der weiten Gasse Nro. 29.

Ein Lehrling bittet den Pfarrer N. N. um das Taufzeugniß zum Aufdingen.

Hochverehrtester,
Hochwürdiger Herr Pfarrer!

Die Vorbereitungszeit zur Erlernung des Schlosserhandwerks habe ich nun zurückgelegt, und mein Lehrherr ist gesinnt, mich am 8. Sept. aufdingen zu lassen. Da ich aber zum Aufdingen das Taufzeugniß nöthig habe, so bitte ich Eure Hochwürden, daß Sie die Güte haben, mir dasselbe ehestens zu senden, und diesem zu-

gleich

gleich ein Zeugniß meiner Aufführung und meines Schulbesuches beyzufügen.

Ich werde Ihnen für diese Güte, wie für so viele andere mir bezeugten Wohlthaten zeitlebens dankbar seyn. Die Gebühr für ihre Bemühung werden meine Aeltern richtig abtragen, an die ich auch deßhalb geschrieben habe. Ich empfehle mich gehorsamst, und bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr Weilheim den 19. Aug. 1813.

dankbarer, N. N.

Ein Gesell erkundigt sich bey einem Handwerker um das Schicksal und den Aufenthalt eines seiner ehemaligen Mitgesellen.

Geehrter Herr und Meister!

Sie verzeihen, daß ich so frey bin, mich in einer Sache, die für mich sehr wichtig ist, schriftlich bey Ihnen zu erkundigen.

Es stand vor einem Jahre und zur nähmlichen Zeit, als ich aus Ihrer Werkstätte trat, ein Geselle mit Nahmen N. bey Ihnen in der Arbeit. Mir ist sehr viel daran gelegen, zu erfahren, ob dieser Geselle bey Ihnen noch in Arbeit stehe, oder wohin er sich gewendet habe, und was aus ihm geworden sey?

Wissen Sie seinen Aufenthalt und sein Schicksal, so bitte ich Sie, mir hievon bald möglichst Nachricht zu ertheilen. Sie erweisen mir dadurch eine große Gefälligkeit, für die ich Ihnen zeitlebens erkenntlich seyn werde. Ich verharre mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr Landsberg den 9. Okt. 1813.

ergebenster N. N.

Ein Handwerker schreibt an einen Beamten über die fertig gewordene Arbeit.

Wohlgebohrner gnädiger Herr!

Eure Gnaden haben vor fünf Wochen bey mir sechs Sessel und ein Kanape bestellt. Diese Arbeit ist gestern fertig geworden, und kann stündlich abgehohlt werden. Bey dem äußerst billigen Preise, und der vorzüglich guten und schönen Arbeit, schmeichle ich mir, Hochdero Zufriedenheit zu erhalten.

Ich bitte daher Eure Gnaden, mich ferner nicht nur mit Arbeit zu beehren, sondern mich gelegenheitlich auch anderweitig mit Nachdruck zu empfehlen.

Ich verharre mit der tiefsten Hochachtung

Eurer Gnaden

Augsburg den 9. Febr. 1812.

unterthäniger

N. N.

Ein Handwerker schreibt, daß er die übertragene Arbeit nicht annehmen, und zur verlangten Zeit fertig machen könne.

Hochgebohrner Freyherr, gnädiger Herr!

Eure Gnaden waren so gütig, mir eine Arbeit zu übertragen, die ich binnen 14 Tagen fertig machen sollte. Ich bedaure es aber von Herzen, daß ich die Arbeit unter dieser Bedingung nicht annehmen kann, so angenehm mir der zu erwerbende Verdienst wäre. Ich würde mein Wort brechen, das ich anderweitig schon gegeben habe, oder ich müßte die Arbeit mit äußerster Flüchtigkeit betreiben, und so würde ich in jedem Falle meine Ehre aufs Spiel setzen.

Wollten Sich Eure Gnaden mit der Arbeit bis Michaeli gedulden, so würde ich vielleicht im Stande

seyn

seyn, diesen Aufschub mit desto besserer Arbeit zu ersetzen. Indessen bitte ich unterthänig, daß Eure Gnaden mir Hochdero Arbeiten wegen dieses Vorfalls nicht ganz entziehen, sondern mich zu einer andern Zeit mit Hochdero gnädigen Aufträgen beehren wollen, der ich mich unterthänig zu Gnaden empfehle

Eurer Gnaden

Burghausen den 20. Jul. 1813.

unterthäniger
N. N.

Ein Bürger schickt dem Pfarrer N. das dargeliehne Kapital dankend zurück.

Hochwürdiger, Hochwerthester Herr Pfarrer!

Eure Hochwürden waren vor zweyen Jahren so gütig, mir zum Ankaufe meines Hauses 200 fl. darzuleihen. Hier folgen sie mit dem innigsten Danke zurück. Diese Darleihung bleibt meinem Herzen unvergeßlich. Sie gaben mir diese Summe, ohne daß ich Ihnen weder einen Schuldschein ausstellen, noch die treffenden Interessen bezahlen dürfe. Sie verlangten nur, daß ich das Kapital nach dem Verlaufe zweyer Jahre wieder zurückbezahlen solle. Wenige meiner Mitbürger hätten in meine Ehrlichkeit so viel Zutrauen gesetzt. Eurer Hochwürden war sie genug, und Sie sehen jetzt, daß Sie keinem Unwürdigen Ihr gütiges Zutrauen geschenkt haben.

Möchte ich doch einst im Stande seyn, Ihnen, edler Menschenfreund! Ihre unbegränzte Güte zu erwiedern, und Ihnen in der That zu beweisen, wie sehr ich bin

Ihr Vohburg den 9. Nov. 1313.

dankbarer N. N.

Ein

Ein Bürger bittet seinen Gläubiger um Nachsicht wegen der bereits verfallenen, aber noch nicht abgetragenen Zinsen.

Hochgeehrtester Herr und Gönner!

Verzeihen Sie, daß ich die Zinsen, die im vorigen Monathe schon verfallen sind, noch nicht abgetragen habe. Bisher war ich noch immer im Stande sie zur bestimmten Zeit zu entrichten. Allein, ein für mich trauriges Ereigniß macht es mir dießmahl unmöglich, meine Pflicht pünktlich zu erfüllen.

Vor vierzehn Tagen hatte ich das Unglück meine zwey Pferde durch die Sorglosigkeit meines Knechts zu verliehren. Da ich nicht acht Tage ohne zwey Pferde seyn kann, so ward ich genöthigt, alle meine Baarschaft zu sammeln, um mir wieder zwey Pferde zu kaufen. Ich ersuche Sie daher, mit der Entrichtung der verfallenen Zinsen nur noch ein Vierteljahr Nachsicht zu haben. Kann ich diese Summe eher zusammen bringen, so werde ich nicht säumen, dieselbe Ihnen sogleich zu senden.

Sie kennen mich als einen Mann, der auf Ehre hält, und diese will ich auch zeitlebens zu erhalten suchen.

Ich wiederhohle noch einmahl meine Bitte, und verharre mit vollkommner Achtung

Ihr Cham den 9. Dez. 1811.

ergebenster

N. N.

Ein Handwerker erinnert den Adjunkten N. zur Bezahlung der gelieferten Arbeiten.

Hochedelgebohrner Herr Adjunkt!

Verzeihen Sie, daß ich so frey bin, Sie mit einem Briefe zu belästigen. Am 3. April vorigen Jahres

res hatte ich die Ehre Ihnen zwey Paar neue Stiefeln und ein Paar neue Schuhe nebst dem treffenden Konto, den Sie verlangten, durch den Wandsbecker Bothen zu senden. Da ich seit dieser Zeit von Ihnen keine Antwort über die gelieferte Arbeit erhielt, so sollte ich fast vermuthen, daß entweder Ihnen die Schuhe und Stiefeln, oder mir die Bezahlung dafür nicht eingehändigt worden ist. Ich bitte Sie recht sehr, mich bald aus dieser Ungewißheit zu reißen, indem der Verlust der übersendeten Arbeit sowohl als des Geldes, das ich jetzt recht sehr bedürfe, für mich ein bedeutender Schade wäre. Ich empfehle mich gehorsam, und bin mit aller Hochachtung

Eurer Hochedelgebohrn

Schuldburg den 10. Dez. 1813.

gehorsamer
N. N.

Ein Handwerker bittet einen andern um einen Gesellen zur vierzehntägigen Aushilfe.

Geehrter Herr Mitmeister!

Gestern wurde plötzlich mein Gesell krank, und ins Bürgerspital gebracht. Anbey habe ich eine wichtige Arbeit übernommen, die ich allein mit meinem Lehrjungen zur bestimmten Zeit nicht fertig machen kann. Sie würden mir eine große Gefälligkeit erweisen, wenn Sie die Güte hätten, mir einen Ihrer geschicktesten Gesellen, z. B. den Landshuter nur auf vierzehn Tage zur Aushilfe bis Morgen Abends zu schicken. Ich werde den Gesellen bewirthen und bezahlen, daß er gewiß zufrieden seyn soll. Sie aber, mein Herr und Freund! versichere ich, daß mir nichts wichtigeres seyn wird, als mich zu bestreben, Ihnen recht viele Gegen-

dienste erweisen zu können. Verlassen Sie denjenigen in der Noth nicht, der sich mit aller Aufrichtigkeit und Achtung nennt

Ihren Freystadt den 12. Jun. 1812.
dienstfertigen
N. N.

Ein Schuhmacher bestellt bey einem Lederfabrikanten folgende Gattungen von Leder.

Mein Herr!

Der Vorrath meines Leders geht zu Ende, und ich bedarf wieder folgendes:

1. Sohlleder 1 Zentner 30 lb.
2. Rindsleder 70 lb.
3. Kalbfelle 3 Dutzend.
4. Gewixte Kalbfelle 2 Dutzend.
5. Braune Schaffelle 50 Stücke.
6. Schwarzes Bockleder 2 Felle.
7. Eine Lüticher Sohlhaut zu 40 lb.

Ich erwarte von Ihrer Ehrlichkeit, daß Sie mir gutes Leder schicken, indem ich, wie Sie es wissen, jedesmahl sogleich baar bezahle. Ich verharre

Ihr Lederhausen den 8. Sept. 1813.
ergebener
N. N.

II.
Kontos, Schuldscheine und Quittungen.

1. Kontos.

Glaserkonto.

Verzeichniß der Arbeiten und Gläser, welche ich Endesgesetzter für den Herrn N. N. geliefert habe.

Im Jahre 1812.		fl.	kr.
17. Febr.	Eine Scheibe in die Laterne gesetzt .	—	8
14. März	Gläser über zwey Bilder gemacht .	—	20
4. April	In die Fenster zum Mistbeet 10 Scheiben eingesetzt, à 4 kr.	—	40
5. Jun.	Ein neues Fenster in die Wohnstube fünf Schuh hoch, drey Schuh breit, mit Tafelscheiben verfertigt, gut verbleyt, nebst Rahm und Beschläg, laut Akkords . . .	8	20
3. Sept.	In das Küchenfenster drey neue Scheiben gemacht	—	9
	Ein Fenster, vier Schuh hoch, zwey einen halben breit, neu berahmt und verbleyt	1	16
5. Jän.	Vier große Biergläser	—	24
	Zwey Gläschen zu einem Nachtlichte	—	8
	Fünf große und drey Stengelgläser	—	24
7. Febr.	Ein halb Dutzend Champagnergläser	—	56
	Summa	12	45

Neuburg den 8. Dezember 1813.

Richtig bezahlt.

Anton Glas,
Glasermeister.

Schmiedkonto.

Verzeichniß der Arbeiten, welche ich Endesunterschriebener dem Herrn N. N. gemacht habe.

		fl.	kr.
1813. Den 18. März	Zwey neue Räder beschlagen . .	2	24
Den 7. Febr.	Vier neue, und vier alte Eisen aufgeschlagen, auch drey neue hergegeben	1	20
Den 5. Sept.	Einen Pflug beschlagen . . .	1	12
Den 8. Okt.	Eine Winden ausgebessert . . .	—	40
ditto	Einen Reif auf ein Rad . .	—	48
ditto	und ein Pflugeisen gemacht . .	1	30
Den 5. Nov.	Ein neues Deichselgerüst beschlagen, und zwey neue Achsbleche mit sechs Pfund dazu gegeben	2	24
	Summe . .	10	18
	Daran empfangen		
Den 15. Nov.	Einen Metzen Weitzen à 2 fl: 45 kr.	2	45
ditto	Einen Metzen Korn à 1 fl. 52 kr.	1	52
		4	37
	Abgezogen, bleibt Rest . .	5	41

Danstetten den 17. Dez. 1813.

Jakob Eisermann,
Schmied.

Wagnerkonto.

Verzeichniß der Arbeiten, welche ich Endesunterschriebener dem Herrn N. N. verfertigt habe.

Im Jahre 1813.		fl.	kr.
Den 9. Jun.	Ein altes Pfluggestell ausgebessert	—	54
—	Einen neuen Pflug gemacht . .	1	52
Den 9. May	Ein neues Rad an dem Bierkarren verfertigt	1	—
Den 7. August	Einen neuen Schubkarren gemacht und	1	30
—	Einen alten Schubkarren ausgebessert.	—	36
Den 8. Sept.	Eine neue Pferddeichsel, . . .	—	45
—	eine neue Wage	—	45
—	und ein neues Rad gemacht .	1	40
Den 5. Okt.	Ein altes Rad ausgebessert . .	—	40
Den 8. Nov.	Eine neue Achse verfertigt . .	1	45
	Summe . .	11	27
	Richtig bezahlt. Birkenfeld, den 19. Nov. 1813. Joseph Holzbart, Wagnermeister.		

Kupfer-

Kupferschmiedkonto.

Verzeichniß der Waaren, welche ich Endesunterschriebener dem Hrrn N. N. geliefert habe.

Im Jahre 1813.		fl.	kr.
Den 5. Jån.	Eine messingene Pfanne zu $3\frac{1}{2}$ ℔. à 1 fl. 24 kr.	4	54
Den 18. Jul.	Einen Waschkessel 18 ℔. à 42 kr.	12	36
—	Drey Bratbecken $9\frac{1}{2}$ ℔. à 1 fl. 12 kr.	11	24
Den 5. Sept.	Zwey messingene Pfannen ausgebessert	—	32
—	Zwey neue Schaumlöffel . . .	—	34
—	Eine eisene Schmalzpfanne sammt Stiel	—	22
Den 19. Okt.	Zwey grosse und eine kleine Nudelpfanne verzinnt, von 32 ℔. à 7 kr.	3	44
—	Ein eisenes Ofenrohr 14 ℔. à 28 kr.	6	32
	Summe . .	40	38
	Daran bereits empfangen		
Den 8. Nov.	$2\frac{1}{2}$ ℔. altes Kupfer à 42 kr. .	1	45
	5 ℔. Zinn à 34 kr.	2	50
		4	35
	Von der Summe abgezogen, bleibt Rest	36	3

Neustadt den 19. Nov. 1813.

N. N.
Kupferschmied.

Schreinerkonto.

Verzeichniß der Arbeiten, welche vom Endesunterzeichneten für den Herrn N. N. sind verfertiget worden

Im Jahre 1813.		fl.	kr.
Den 15. Jul.	Einen großen Kleiderkasten . .	10	20
—	Vier Sesselgestelle	6	18
Den 8. Sept.	Eine Mehltruche	2	30
Den 17. Okt.	Sechs eichene Fensterstöcke . .	14	20
—	Zwey Komodkasten	15	24
—	Verschiedene Flickarbeit gemacht .	1	24
	Summe . .	50	16
	Kufstein den 6. März 1814. Richtig bezahlt. N. N. Schreiner.		

Schlos-

Schlosserkonto.

Verzeichniß der Arbeiten, welche ich Unterzeichneter für den Herrn N. N. verfertigt habe.

Im Jahre 1813.		fl.	kr.
Den 4. Febr.	Ein Schloß an die Hausthür mit einer Frankfurter Falle . . .	8	12
—	In vier Fensterstöcke acht eisene Stangen gemacht	1	44
Den 7. May	Ein französisches Schloß mit Nachtriegel gemacht	4	36
—	Einen Schlüssel zur Hausthüre verfertigt	—	36
Den 26. Jul.	Vier Fensterläden mit Bändern, Sperrfedern, und Schließhacken . .	5	40
	Summa . .	20	48

Traubenheim den 6. Sept. 1813.

Richtig bezahlt.

Joh. Eisen,
Schlossermeister.

Schusterkonto.

Verzeichniß der Arbeiten, welche ich Sr. Hochwürden, den Herrn Pfarrer N. N. verfertigt habe.

Im Jahre 1813.		fl.	kr.
Den 19. Febr.	Ein Paar neue Stiefeln . . .	7	34
Den 14. April	Ein Paar neue Schuhe . . .	1	58
—	Ein Paar Schuhe gesohlt . . .	—	44
Den 20. May	Ein Paar neue Pantoffel von grünen Saffian	1	54
Den 25. Jun.	Ein Paar Stiefeln vorgeschuhet .	3	14
	Verschiedene Flickarbeit . . .	—	45
	Summe . .	16	9

Landshut d. 19. Nov. 1813.

Richtig bezahlt.

Jos. Reiter, Schuhmacher.

Schnei=

Schneiderkonto.

Verzeichniß der Arbeiten, welche ich für den Titl. Hrn. Rentbeamten N. N. geliefert habe.

Im Jahre 1813.		fl.	kr.
Den 5. May	Ein weißtuchenes Beinkleid . .	1	—
	und einen blau tuchenen Ueberrock gewendet	2	10
—	Für den jungen Hrn. einen grau tuchenen Ueberrock neu gemacht	1	26
	Für steife Leinwand	—	30
	Für Seide und Faden	—	18
—	Vier und $\frac{1}{4}$ Leinwand, die Elle zu 24 kr.	1	42
Den 14. Jul.	Dem gnädigen Hrn. zwey Gillet gemacht	1	18
	Drey Dutzend gelbe Knöpfe dazu à 20 kr.	1	—
	Für Seide und Zwirn	—	9
	Summa . .	9	43
	Neuhof den 18. Okt. 1813. Zu Dank erhalten. N. N. Schneidermeister.		

2. Schuldscheine.

Daß mir der Wirth zu N. N., Hr. Johann Reich, 30 fl., sage dreyßig Gulden vorgeschossen habe, bescheine ich hiedurch, und verspreche auch zugleich, längsten bis Jakobi die gedachten 30 fl. dem Hrn. Johann Reich baar wieder zu bezahlen.

Barnhofen den 19. May
1814. Jos. Dürftig.

Hundert Gulden sind dem Unterzeichneten vom hiesigen Hofschlosser baar vorgestreckt worden. Solches bezeuge ich mit dem Versprechen, sie nach dem Verlaufe eines Jahres richtig wieder abzutragen und mit 4 Prozent zu verzinsen.

Stuttgart den 8. Jul.
1813. Joh. Zahlgern.

Ich Endesunterschriebener bekenne hiemit, daß ich dem Lederfabrikanten Herrn N. N. für gekauftes und gut empfangenes Leder hundert zehn Gulden schuldig bin, und verspreche ihm, oder dem berechtigten Eigenthümer dieses Schuldscheins die genannten 110 fl. nach dem Verlaufe dreyer Monathe baar und richtig zu bezahlen.

Murnau den 9. Febr.
1814. Kaspar Kothen,
Schuhmacher.

Mit eigener Handschrift bekenne ich Unterschriebener, daß mir Hr. N. N. zur Befriedigung anderer Gläubiger fünf hundert Gulden geliehen habe. Diese 500 fl. verspreche ich ihm mit jährlichen 5 Prozent fürs Hundert zu verzinsen, und nach vorhergegangen halbjähri-

ger

ger Aufkündung ihm oder einem andern auf seine Anweisung baar wieder zu bezahlen.

Donstetten den 8. May
1814. Ignatz Fröhlich.

Ich bezeuge hiemit, daß ich den 4. Okt. heurigen Jahres von Bernhard Zöttl, Bauer zu Altdorf, Achthundert Gulden als ein Darleihen erhalten habe, mit der Bedingung, daß ich anstatt der jährl. Zinsen seinen jüngsten Sohn Anton das Brauhandwerk 3 Jahre lang lehren, und dann nach Verlauf dieser Zeit das Kapital entweder ganz bezahlen, oder bis auf eine dem Gläubiger beliebige Frist zu 5 Prozent jährlich um Michaelis verzinsen will, welches ich mit meiner Unterschrift und meinem Siegel bestättige.

Lindenheim den 8. März
1813. Xaver Braun,
Brauer.

3. Quittungen.

Ich bekenne, daß ich von Herrn N. N. zweyhundert Gulden, die ich ihm den 8. May 1811 geliehen, sammt den treffenden Zinsen richtig erhalten habe, womit diese Schuld getilgt ist.

Nürnberg den 8. Nov.
1813. N. N.

Daß ich Endesgesetzter N. N. von dem königlichen Rentamt Landshut 25 fl. für das Monath N. als allergnädigst bewilligte Pension richtig empfangen habe, wird hiedurch bezeugt.

Landshut den 7. März
1814. N. N.

Sechs

Sechs Gulden Zinsen sind heute von dem Endes-unterschriebenen von 150 fl. Kapital für die Jahre 1812 bis 1813 vom Herrn Glauber, Zinngießer dahier, richtig abgetragen worden, welches also hiedurch quittirt wird.

Abensberg den 15. Jul.
1813. N. N.

Endesunterzeichneter bekennet hiedurch, daß er von der königlichen StiftungsAdministration zu München für das dritte Quartal an seiner jährlichen Besoldung 50 fl. richtig erhalten habe.

München den 30. Sept.
1813. N. N.

III.

Anzeigen, Zeugnisse und Verträge.

1.

Anzeigen.

Da sich seit Kurzem mein Gewerbe sehr erweitert hat, so wünsche ich in meine Werkstatt noch zwey Arbeiter zu haben, die besonders in der Steinarbeit geschickt sind. Es hat jeder Gehilfe bey mir eine gute Bezahlung zu erwarten. Wird er mir aber als vorzüglich geschickt empfohlen, so bezahle ich ihm auch gern die Reisekosten.

Innsbruck den 9. März
1814. N. N.
Bildhauer.

In eine Buchdruckerey einer der grösseren Städte Baierns wird ein Lehrling gesucht, der gut erzogen, und die hinlänglichen Schulkenntnisse besitzt, wenn er übrigens schon arm ist. Ueber das Weitere beliebe man sich in der Expedition der — Zeitung zu erkundigen.

In kurzer Zeit ist uns unser gute Vater, Joseph Spranger, Leinwandbleicher und Bürger in Blumenthal, unsre gute Mutter Katharina, geb. Schuler, durch den Tod entrissen worden. Diese traurige Nachricht mache ich deßhalb bekannt, damit sie meine in der Fremde sich befindenden Brüder erfahren, unvorzüglich nach Hause kommen, und das väterliche Anwesen übernehmen möchten. Beyde meine Brüder sind Zeugmachergesellen. Die Herbergsväter und alle Menschenfreunde werden ersucht, die genannte Absicht befördern zu helfen.

Blumenthal den 19. Jun.
1814. Bernhard Spranger,
Glasermeister.

Es ist gestern Abends auf dem Wege von der Hauptkirche bis zum Bürgerspitale eine Brieftasche verlohren gegangen. Sie ist von rothem Leder, und enthält vier Pergamentblätter, einen Bleystift, ein Federmesser, einen verjüngten Maßstab, und ein Pettschaft. Der Finder wird gebethen, sie gegen eine angemessene Belohnung im Hause Nro. 130 abzugeben.

2.

2.

Zeugnisse.

Vorzeiger dieß, Karl Halter von Eggelhof, Landgerichts Vilsbiburg im Isarkreise, ein Schmied, ledigen Standes, ist bey mir 9 Wochen und 4 Tage in Arbeit gestanden, und hat sich als einen treuen, fleißigen und verträglichen Gesellen bewiesen. Welches ihm hiedurch bezeugt wird.

Burghausen den 15. August
1813.

N. N,
Schmiedmeister.

Vorzeigerinn dieses N. N. von Deggendorf gebürthig im Unterdonaukreise, 22 Jahre alt, hat drey Jahre bey mir gedient, und sich während dieser Zeit treu, geschickt, arbeitsam und ehrbar bewiesen. Welches ihr bey dem Austritt aus meinem Dienste hierdurch bezeugt wird.

Passau den 22. Jul.
1813.

N. N.
Schneidermeister.

Vorzeigerinn dieses N. N., gebürthig von N., 18 J. alt, hat bey mir 1½ Jahr gedienet, und war lange Zeit treu und arbeitsam, wird aber jetzt wegen ihres eigensinnigen Betragens nach wiederhohlten Erinnerungen von mir aus dem Dienste entlassen.

Freystadt den 1. Febr.
1814.

N. N.

Da Vorzeiger dieses, Eduard Frohnholzer, aus Stuttgard, entschlossen ist, meine Werkstatt zu verlassen,

sen, und anderswo hinzuziehen, so bezeuge ich ihm, daß er zwey Jahre hindurch, als er bey mir in Arbeit stand, sehr viele Geschicklichkeit seiner Professionskunde gezeigt, und eine untadelhafte Aufführung gepflogen habe.

Germersheim den 15. März
1714.

N. N.
Sattlermeister.

3.

Verträge.

Miethsverträge.

Endesunterzeichneter bescheint hiemit, daß er das erste Sockwerk seines Hauses vornheraus, bestehend in drey heitzbaren Zimmern und einer Alkove, dann einen Keller, eine Holzlege und einen Theil des Hofraumes für 100 fl. an Herrn Sekretär N. N. mit halbjähriger Aufkündigung vermiethet habe.

Landshut den 21. August
1813.

N. N.

Ich Endesunterschriebener habe mit Herrn N. N. folgenden Miethskontrakt geschlossen:

1. Herr N. N. bezieht auf Georgi mein in der Rosengasse dermahlen ganz leer stehendes Haus auf sechs Jahre, und bezahlt mir dafür jährlich acht Tage nach Georgi 160 fl.

2. Während dieser sechs Jahre kann ich ihm die Miethe nicht aufkünden; dagegen darf er auch mein Haus nicht verlassen und ein anderes beziehen, außer er bezahlt die Miethe der vollen sechs Jahre.

3.

3. Ferner verbindet sich der Herr N. N, das Haus so zu benützen, wie es Polizeyordnungsmäßig ist.

4. Auch verpflichte ich mich, das Haus während der sechs Jahre, da es der Herr N. N. bewohnt, nur unter der Bedingniß zu verkaufen, daß dem Herrn N. N. von dem Käufer sein vertragsmäßiger Besitz auf die bedungene sechs Jahre zugesichert bleibt.

Zur Bestättigung dieser beyderseitigen Einwilligung ist dieser Vertrag von beyden Theilen gesiegelt und unterzeichnet.

Auerbach den 5. May 1814.

N. N. Franz Mörtl,
Mauermeister.

IV.

Titulaturen.

1.

Titulatur der Adeligen.

Titulatur eines Grafen, der zugleich geheimer Rath und Vorstand eines Kreiskommissariats oder Appellationsgerichts ist.

Inwendige Aufschrift:

Eure Hochgräfl. Excellenz,
Hochgebohrner Herr Graf, wirklicher geheimer Rath, königlicher Generalkommissär des — Kreises (Präsident) Direktor des — gnädiger Herr!

Im

Im Zusammenhange:

Eure Hochgräfl. Excellenz.

Unterschrift:

Eurer Hochgräfl. Excellenz

unterthäniger
N. N.

Ueberschrift (Adresse)

Seiner Hochgräfl. Excellenz,
Dem
Hochgebohrnen Herrn Grafen von N. N., wirklichen geheimen Rathe und königl. Generalkommissär des — Kreises (Präsidenten des Appellationsgerichts) ꝛc.
in
N. N.

Titulatur eines Freyherrn (Baron), der zugleich geheimer Rath und Vorstand eines Kreiskommissariats oder Präsident eines Appellationsgerichts ist.

Inwendige Aufschrift.

Eure Hochfreyherrliche Excellenz,
Hochwohlgebohrner Freyherr, wirklicher Herr Geheimerrath, königl. Generalkommissär des — Kreises (Präsident des Appellationsgerichts —) gnädiger Herr!

Im Zusammenhang.

Eure Hochfreyherrliche Excellenz,

Un-

Unterschrift.

Eurer Hochfreyherrlichen Excellenz

unterthäniger

N. N.

Ueberschrift (Adresse).

Seiner Hochfreyherrl. Excellenz,

Dem

Hochwohlgebohrnen Freyherrn von N. N. wirklichen Herrn Geheimenrathe, und königlichen Generalkommissär des — Kreises (Präsidenten des Appellationsgerichts —) 2c.

in

N. N.

Titulatur eines Grafen, der nicht Geheimerrath ist.

Inwendige Aufschrift:

Hochgebohrner Herr Graf,
gnädiger Herr!

Im Zusammenhange.

Eure Hochgräfl. Gnaden.

Unterschrift.

Eurer Hochgräfl. Gnaden

unterthäniger

N. N.

Ueberschrift (Adresse)

Dem

Hochgebohrnen Herrn Grafen von N. N., Herrn auf N. N. (Hier werden die Nahmen seiner Güter genannt.)

in

N. N.

Titulatur eines Freyherrn, der kein Geheimerrath ist.

Inwendige Aufschrift.

Hochwohlgebohrner Freyherr,
gnädiger Herr!

Im Zusammenhange.

Eure Hochfreyherrlichen Gnaden.

Unterschrift.

Eurer Hochfreyherrlichen Gnaden
unterthäniger
N. N.

Ueberschrift (Adresse).

Dem
Hochwohlgebohrnen Freyherrn von N. N. Herrn auf ꝛc.
in
N. N.

2.

Titulatur der Direktoren und Räthe, die nicht Adelige sind.

Titulatur eines Geheimenraths, der zugleich Direktor einer höhern Staatsstelle ist.

Inwendige Aufschrift.

Eure Excellenz,
Wohlgebohrner Herr Geheimerrath,
gnädiger Herr Direktor.

Im Zusammenhange.

Eure Excellenz.

Unterschrift.

Eurer Excellenz
unterthäniger
N. N.

Ueberschrift.

Seiner Excellenz,

Dem

Wohlgebohrnen Herrn Geheimenrathe von N. N. königl. Direktor des ꝛc.

in

N. N.

Titulatur eines Direktors einer hohen Staatsstelle, der nicht Geheimerrath ist.

Inwendige Aufschrift.

Wohlgebohrner Herr — Direktor,

gnädiger Herr!

Im Zusammenhange.

Eure Gnaden.

Ueberschrift.

Eurer Gnaden

unterthäniger

N. N.

Aufschrift (Adresse).

Dem

Wohlgebohrnen Herrn von N. N., königlichen Direktor der Finanzdirektion des — Kreises. Ist er auch Ritter eines Verdienstordens, so setzt man hinzu: Ritter des Civilverdienstordens der baierischen Krone ꝛc.

in

N. N.

Titulatur eines Kreis = oder Apellationsgerichtsrathes.

Inwendige Aufschrift.

Wohlgebohrner Herr Kreisrath,

gnädiger Herr!

Im Zusammenhange.

Eure Gnaden.

Un=

Unterschrift.

Eurer Gnaden

unterthäniger

N. N.

Ueberschrift (Adresse).

Dem

Wohlgebohrnen Herrn von N. N., königl. Kreis-(Appellationsgerichtsrathe) rc.

in

N. N.

Titulatur eines geistlichen Raths, der zugleich Pfarrer oder Professor an einer Universität ist.

Inwendige Aufschrift.

Hochwürdiger, Wohlgebohrner Herr geistlicher Rath, gnädiger Herr!

Im Zusammenhange.

Eure Hochwürden und Gnaden.

Unterschrift.

Eurer Hochwürden und Gnaden

unterthäniger

N. N.

Aufschrift.

Dem

Hochwürdigen, Wohlgebohrnen Herr v. N. N., geistlichen Rathe, und Stadtpfarrer (Professor der Gottesgelehrheit an der Universität) rc.

in

N. N.

Titulatur eines Professors einer Universität, der nicht geistlich ist.

Inwendige Aufschrift.

Wohlgebohrner Herr Hof= oder Justiz=
oder Medizinalrath, gnädiger Herr!

Im Zusammenhange.

Eure Gnaden.

Unterschrift.

Eurer Gnaden

unterthäniger
N. N.

Ueberschrift (Adresse).

Dem
Wohlgebohrnen Herrn von N. N., königl. Hof= Justiz= oder Medizinalrathe und Professor der N. N. an der Universität

zu
N. N.

3.

Titulatur

eines Beamten der vom Adel ist, z. B. eines Landrichters, Rentbeamten 2c.

Inwendige Aufschrift.

Hoch oder Hochwohlgebohrner Herr Graf
oder Freyherr, gnädiger Herr!

Im Zusammenhange.

Eure Hochgräfl. oder Hochfreyherrl. Gnaden.

Unterschrift.

Eurer Hochgräfl. oder Hochfreyherrl.
Gnaden

unterthäniger
N. N.

Ueber=

Ueberschrift.

Dem

Hoch= oder Hochwohlgebohrnen Herrn Grafen, oder Freyherrn N. N., königl. Landrichter oder Rentbeamten rc. in

N. N.

Titulatur eines Beamten, der nicht vom Adel ist.

Inwendige Aufschrift.

Wohlgebohrner Herr Landrichter, (Rentbeamter), gnädiger Herr!

Im Zusammenhange.

Eure Gnaden.

Unterschrift.

Eurer Gnaden

gehorsamster

N. N.

Titulatur eines herrschaftlichen Beamten.

Inwendige Aufschrift.

Hochedelgebohrner Herr Gerichtshalter!

Im Zusammenhange.

Eure Hochedelgebohrn.

Unterschrift.

Eurer Hochedelgebohrn

gehorsamer

N. N.

Aufschrift (Adresse).

Dem

Hochedelgebohrnen Herrn N. N., Gräflichen oder Freyherrlichen Gerichtshalter

in

N. N.

4.

Titulaturen der Geistlichen.

Titulatur eines Pfarrers.

Inwendige Aufschrift.

Hochwürdiger, Hochverehrtester Hr. Pfarrer!

Im Zusammenhange.

Eure Hochwürden.

Unterschrift.

Eurer Hochwürden

gehorsamer

N. N.

Aufschrift.

Dem

Hochwürdigen, Hochverehrtesten Herrn N. N. Pfarrer

in

N. N.

Titulatur eines Kaplans.

Inwendige Aufschrift.

Hochwürdiger, Verehrter Herr Kaplan!

Im Zusammenhange.

Eure Hochwürden.

Unterschrift.

Eure Hochwürden

ergebenster

N. N.

Ueberschrift.

Dem

Hochwürdigen, Verehrten Herrn N. N., Kaplan.

in

N. N.

5.

Titulaturen der Bürger, Künstler und Handwerker.

Titulatur eines Bürgers, Künstlers und Handwerkers von Ansehn.

Inwendige Aufschrift.

Hochedler, Hochgeehrter Herr!

Im Zusammenhange.

Eure Hochedel.

Unterschrift.

Euer Hochedl

ergebenster

N. N.

Ueberschrift.

Dem

Hochedlen, Hochgeehrten Herrn N. N., Kaufmann

in

N. N.

Titulatur eines gemeinen Bürgers.

Inwendige Aufschrift.

Wohledl und geehrter Herr!

Im Zusammenhange gewöhnlich Sie.

Unterschrift.

Ihr

ergebener

N. N.

Aufschrift.

Dem

Wohledlen, geehrten Herrn N. N., Bürger und Schuhmacher

in

N. N.

Druckfehler.

Seite 29. Zeile 31. lies: statt de, die.
Seite 73. Zeile 5. lies: statt Vergleiche, Vergleichungen.
Seite 90. Zeile 14 u. 15. lies: statt Gesichte, Gesichter.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kraus, Joseph,

Lehr- und Handbuch zum Gebrauche der Lehrer und Lehrlinge der männlichen Feyertagsschule

Landshut 1814

Paed.pr. 1923
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760330-3